

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

30. JAHRGANG / NR. 127

ראש השנה תשע"ו

SEPTEMBER 2015



Der Landesverband
der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5776

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Herren Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster
Präsident

Ilse Danzinger
Vizepräsidentin

Anna Zisler
Vizepräsidentin

Karin Offman
Geschäftsführerin

AUS DEM INHALT

Hohe Feiertage

Rosch Haschana – Jom Kippur – Sukkot
Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger 3

Unetane Tokef
Von Daniel Krochmalnik 4

Schofarblasen hat verschiedene
Bedeutungen
Von Yizhak Ahren 5

Grußworte zu Rosch Haschana 5776 . . 6

Kultur

Das Jüdische Kulturmuseum
in Veitshöchheim
Von Martina Edelmann 8

Eine Hase in der Sukka 9

Exkursion zum jüdischen Friedhof
in Schwanfeld 10

Israel

50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen
Von Grisha Alroi-Arloser 13

It's complicated – Der deutsch-
israelische Beziehungsstatus
Von Volker Beck MdB 17

Das Bild Deutschlands in Israel 18

Nachrichten aus Frankreich

Die Wahrheit musste ans Licht
Von Gaby Pagener-Neu 19

**Aus den jüdischen Gemeinden
in Bayern 22**

Glückwünsche zu Rosch Haschana . . 29

Buchbesprechungen 34

**Gesellschaft zur Förderung
jüdischer Kultur und Tradition e.V.**

29. Jüdische Kulturtag München 38

Russische Beiträge
Von Vladislav Zeev Slepoy 40

Jiddischer Beitrag
Von Marion Eichelsdörfer 44

**Liebe Leserinnen,
liebe Leser,**

**leider konnte dieses Heft krank-
heitsbedingt nicht mit allen ge-
planten Beiträgen erscheinen.**

Wir bitten Sie um Verständnis.

DIE REDAKTION

Benno Reicher

Zum Titelbild:

Apfel und Honig, die rituellen Speisen für die Feier-
tage. ©Jüdisches Museum Franken, Fotografien: An-
nette Kradisch, Nürnberg

Impressum

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kultus-
gemeinden in Bayern, Effnerstraße 68, 81925 Mün-
chen, Telefon (089) 98 94 42
Redaktion: Benno Reicher, redaktion@berejournal.de
Gesamtherstellung: Druckerei Edwin H. Höhn, Gott-
lieb-Daimler-Straße 14, 69514 Laudenbach

Rosch Haschana – Jom Kippur – Sukkot

Von Landesrabbiner a.D. Joel Berger

Rosch Haschana und Jom Kippur werden in der jüdischen Tradition die „Hohen Feiertage“, oder auf Hebräisch „*Jamim Nora'im*“, die „ehrfurchtsvollen Tage“, genannt. An diesen Tagen wird nach jüdischer Vorstellung, vom Richterstuhl Gottes aus, das Urteil über unser Schicksal im kommenden Jahr gefällt. Dieser Inhalt beeinflusst sowohl die Liturgie als auch die Sitten und Bräuche dieser Festtage in der Synagoge wie auch zu Hause. Vor Rosch Haschana pflegt man die Gräber der Vorfahren zu besuchen. Bei den Gräbern der Eltern, Angehörigen und frommen Vorfahren erleben wir für uns die Gunst und Gnade des Ewigen.

Nach dem Abendgebet in der Synagoge, wie auch zu Hause, begrüßt man sich mit der altergebrachten Formel: „*Leschana Towa Tikatewu*“ – „Mögen wir alle für ein gutes, neues Jahr (beim Herrn) eingetragen werden.“ Im Orient, in den sephardischen Gemeinden wird die Aufrichtigkeit der guten Wünsche anstelle des Händedrucks mit Küssen auf die Wangen zum Ausdruck gebracht.

Das Menü der Festtage ist sehr charakteristisch. Die meisten Länder und Regionen prägen, nach ihren Besonderheiten, auch die jüdische Küche. Die *Challa*, der Weißbrotzopf der Festtage, der zu Beginn der Mahlzeit gebrochen wird, ist rund geformt. Man will auch mit dieser Formgebung zum Ausdruck bringen, dass das Schicksal des kommenden Jahres uns gnädig sein möge und ohne „Ecken und Kanten“.

Das jüdische Gebetbuch, *Siddur* genannt, kann auf eine jahrtausendalte Entwicklung zurückblicken. Für die Hohen Feiertage entstand wegen ihrer durchweg ernsten Inhalte eine besondere Gebetsordnung. Sie befindet sich in einer eigenen Gebetssammlung, auf Hebräisch *Machsor* genannt. Diese Bezeichnung weist auf den Jahreskreislauf der aufeinander folgenden Feste hin. In diesen „Zyklus“ ist jedes Fest eingebettet, wie auch die zu ihm gehörenden liturgischen Texte und Gebete. Die wesentlichsten Themen des *Machsor* für Rosch Haschana sind: der Mensch am Tag des göttlichen Gerichts, wie auch der Sinn, die Bedeutung und Symbolik des Schofarblasens. Das Rosch-Haschana-Fest wird in der Tora das „Fest des Posaunenschalls“ wie auch des Gedenkens genannt. Den Posaunenschall deutete die rabbinische Exegese als Schofarblasen.

Unsere Bibel weiß noch über zahlreiche andere Musikinstrumente zu berichten. Diese ertönten im damaligen Heiligtum in Jerusalem während der jeweiligen festlichen Umzüge (2. Sam. 10:5; 1. Chron. 13:8–15; 2. Chron. 5:12–13). Wir lesen über Trommel, Harfe, Triangel, Zither, Flöte und weitere Blasinstrumente. Es kann als Widerspruch verstanden werden, wenn uns heute anstelle dieser weit verbreiteten Instrumente nur das raue, schlichte, gebogene Widderhorn, der Schofar, übrig blieb. Man kann es nur damit erklären, dass all die prachtvollen Streich- und Blasinstrumente, die im alten Israel sowohl im Heiligtum wie auch im übrigen Land kultische Zere-

monien und auch Volksfeste und Tänze begleitet hatten, an jenen Tagen der Tempelzerstörung durch die Römer im Jahre 70 n.d.Z. verschwunden waren. Allein der Schofar passt in die karg gewordenen synagogalen Zeremonien der Feste der Umkehr und Buße.

In der Tora erscheint der Schofar im zweiten Mosebuch, *Schemot*, während der göttlichen Offenbarung am Berge Sinai. Die Farbe dieses Instruments ist naturbelassen. Es gab und gibt auch noch den schwarzen Schofar, der früher in einigen Gemeinden ausschließlich dazu diente, bei der Ausrufung des religiösen Banns diesen zu begleiten. Diese Posaune wurde in früheren Zeiten auch eingesetzt, um erhöhte Aufmerksamkeit herbeizuführen oder Alarm auszulösen. In Friedenszeiten rief sie zu Versammlungen. In Jerusalem kündete sie den Beginn der Schabbatruhe an. Im alten Israel verkündete sie im 50. Jahr, im Joweljahr, die verbindliche Befreiung all jener, die in Schuldknechtschaft geraten waren und ihr Vergehen durch Arbeit ausgleichen mussten (3. B.M. 27:9–10).

Der erste Tag des siebenten Monats im jüdischen Kalender wird in der Tora „*Sichron Terua*“ – „Mahnung des Posaunenschalls“ genannt. Damit bezeichnete man den Festtag der Gemeinschaft, den wir heute Rosch Haschana, Neujahrstag, nennen (3. B.M. 23:24; 4. B.M. 29:1).

Der Schofarton am Rosch Haschana ist zugleich Erinnerung und Ermahnung, dass der Tag der Versöhnung, Jom Kippur, naht. Im letzten Monat des alten Jahres, am Ende des Morgengottesdienstes, ertönt der Schofar täglich, ebenfalls als Ermahnung an die kommenden ersten Feiertage. Seit der Zerstörung des Heiligtums in Jerusalem und seitdem die Tempelopfergaben nicht mehr vollbracht werden konnten, bildeten die Schofartöne das Gerüst des Festgottesdienstes. Die Spiritualität des Talmuds verbindet das Schofarblasen mit der Geschichte Abrahams, dessen Hingabe so weit ging, dass er auf Gottes Ge-

heiß sogar bereit gewesen wäre, seinen Sohn zu opfern. So wollte Gott Abraham und dessen Opferbereitschaft auf die Probe stellen. Anstelle des Kindes opferte Abraham einen Widder, der sich mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen hatte (1. B.M. 22: 1–13). Auch daran erinnert uns das Widderhorn, der Schofar.

Am Rosch Haschana, am Gerichtstag Gottes, muss im Sinne der göttlichen Gerechtigkeit neben unserer Verteidigung nach volkstümlicher Vorstellung auch der „Ankläger“ gegen uns, auf Hebräisch „Satan“, zu Wort kommen. Die talmudische Mystik behauptet, dass die Schofartöne den „Ankläger“ verwirren sollen und wir nun freimütig, trotz unserer Schwäche, „Punkte sammeln“ dürfen, wenn wir reuevolle Bußfertigkeit an den Tag legen. Nach dem Abschluss des Schofarblasens, nach den festlichen Litaneien flehen wir: „... heute stellt Er vor Gericht alle Geschöpfe, ... gleich Seinen Kindern, oder gleich Seinen Knechten. Wenn wir gleich Deinen Kindern sind, so erbarme Dich über uns, wie ein Vater über seine Kinder... Wenn wir gleich Deinen Dienern sind, so sind unsere Augen zu Dir erhoben, bis Du uns begnadigst.“

Im dritten Buch Mose, *Wajikra*, wird Rosch Haschana als „Mahnung des Posaunenschalls“ bezeichnet (3. B.M. 23:24). Daher wird, mit Ausnahme des Schabbattages, der Schofar inmitten des Gottesdienstes geblasen.

Der Zyklus unserer Herbst-Feiertage wird mit dem „Sukkot“ – Laubhüttenfest abgeschlossen. Das hebräische Wort bedeutet „Hütten“ und weist auf jene „Übergangswohnheime“ hin, in denen unsere Ahnen während ihrer Wanderung in der Wüste „gehaust“ haben: Unterwegs aus Ägypten, nach dem Land der Verheißung. Und zwar vierzig Jahre lang! Diese Zeitspanne war damals die Lebenszeit einer ganzen Generation. Das Sukkot-Fest will bewusst auf diese Epoche der biblischen Geschichte der Israeliten erinnern, „damit Eure künftigen Geschlechter auch wissen, dass Ich die Kinder Israels in Hütten weilen ließ, als ich sie aus dem Land Ägypten führte“ (3. B.M. 23:42).

Die Vergegenwärtigung des „Übergangswohnheims“ unserer Ahnen scheint mehr zu sein als ein historischer Rückblick. Diese Erinnerung als Auslöser führt uns dahin, dass auch wir vertrauensvoll unseren Gott erkennen, begegnen, weil nur Er die nötige Sicherheit im Leben des Menschen gewähren kann. In der öden Wüste waren die Zeichen Seiner Fürsorge vor allem Nahrung und ein Dach, das der Hütte, die den Ahnen gewährt wurden: in Form von Manna, Wasser und sogar vorbei fliegenden Wachteln, die eine „Hungerrevolte“ in der Wüste aufzuhalten vermochten. All die Erlebnisse der Ahnen, die wir immer wieder „auffrischen“, geben dem Glauben neue Nahrung, nämlich, dass Gott für die Seinen sorgt. Es ist allzu menschlich, dass je weiter die göttliche Fürsorge in der Zeit zurückliegt, wie im Falle unserer Urgeschichte in der Wüste, desto schwerer es die pflichtvolle Erinnerung hat... Vielleicht könnte der Grund,



Rabbiner Joel Berger

dass die Tora den genauen Zeitpunkt dieses Festes nach dem Einsammeln der letzten Ernte des landwirtschaftlichen Jahres legte, auch darin liegen: „Das Fest der Hütten sollst du dir feiern...“, wenn du einbringst aus deiner Tenne und deiner Kelter...“ (5. B.M. 16:13). So hat es die Erinnerung dann auch leichter, wenn aus dem Gefühl der Dankbarkeit die Treue Gott gegenüber, alljährlich zu dieser Zeit, neu erweckt wird. So nennt die Tora das Fest der Hütten zusätzlich auch noch „*Chag Haasif*“ – „Das Fest des Einsammelns der Ernte“ – auf gut deutsch: Erntedankfest! In unserem Gebetbuch wird Sukkot ferner „*Sman Simchatenu*“ – „Die Zeit unserer Festesfreude“ genannt. Auch das leuchtet einem ein! Wenn das „täglich Brot“ für die kommende Zeit bereits gesichert ist, dann kann eine wahre Festesfreude aufkommen. In unseren Kreisen legt man, auch aufgrund der Tora, auf eine „Sozialisierung der Freude“ wert. Das heißt, dass ein jeder in den Jahren, in denen die Ernte nicht so reichlich ausfällt, verpflichtet ist, die Notleidenden an den Gaben des Landes teilhaben zu lassen, damit auch sie in den Genuss kommen. Die Festesfreude sollte keinem von uns genommen werden! Außer der eigenen Familie sollen sich auch, laut der Tora, „dein Knecht, und deine Magd, sowie der Levite und der Fremde, die Waise und die Witwe, die in deinen Toren sind“ (5. B.M. 16:14) gleichsam und gemeinsam freuen können.

Da dieses Fest für uns ein Gebot der Tora, eine göttliche Pflichterfüllung, darstellt, ist der Aufbau und die Beschaffenheit der Hütte bereits von den Rabbinen des Talmuds und ihren Nachfahren minutiös geregelt: die Sukka muss drei feste, geschlossene Wände haben. Die Wahl der Baumaterialien, was die Seitenwände betrifft, Holz oder Metall, ist freigestellt. Lediglich das Dach betreffend sind genauere Vorschriften zu befolgen. Es soll pflanzlichen Ursprungs sein, z.B. Schilf, grüne Tannenzweige oder Laub von den Bäumen der Umgebung. Eine einzige Einschränkung wäre nur anzubringen: Zweige von Obstbäumen, die Früchte tragen, soll man für die Hütte nicht verwenden. Das Schmücken der Sukka stellt meistens ein Gemeinschaftsprogramm für die ganze Familie dar. Dekorationen mit exotischen Früchten, Bildern und Wandteppichen oder Papierschluck – der Kreativität jedes Familienmitgliedes sind keine Grenzen gesetzt.

Unetane Tokef

Metamorphosen eines Pijuts

Von Daniel Krochmalnik

Auch religiös gleichgültige Juden gehen an den beiden Neujahrstagen und am Versöhnungstag in die Synagoge. Diese sogenannten Dreitagejuden feiern freilich vor allem das Wiedersehen mit alten Bekannten und verkennen oft den Ernst der Lage. An diesen Tagen stehen sie nämlich vor dem höchsten Gericht, das Urteil wird über sie gesprochen und protokolliert. Darum lautet der Neujahrswunsch: „Zu einem guten Jahr mögest Du eingeschrieben sein“ (*LeSchana Towa Tikatew*). Das Tragen des Leichengewandes und das Blasen des Widderhorns mit seinen markerschütternden Stoß-, Seufz- und Schluchztönen im Gottesdienst sollen aus dem Gewissensschlaf wecken und zur Um-

kehr bewegen. Damit sich die richtige Gefühlslage einstellt, äußern wir im stillen Gebet eine seltsame Bitte – eine Bitte um Angst: „So gib doch die Furcht vor Dir, Herr, unser Gott, auf alle Deine Werke und die Angst vor Dir über alles, was Du geschaffen hast“.

Die Neujahrstage sind nur der Auftakt einer mehr als dreiwöchigen Gewissenskur, zunächst der sogenannten Furchtbaren Tage, in denen der Sünder Aufschub erhält und durch eifriges Bekennen und Vergebungsbitten das schlimme Urteil noch abwenden kann. Der Versöhnungstag bildet den Höhepunkt dieser Buß- und Betzeit, an ihm wird das Urteil endgültig besiegelt, daher auch die gängige Wunschformel: „Es möge zum Guten besiegelt werden“ (*Gmar Chatima Towa*). Vor dem himmlischen Torschluss sagen die Beter buchstäblich herzklopfend zehnmal das kleine und große Sündenalphabet auf und berufen sich immer wieder auf die dreizehn Eigenschaften der göttlichen Gnade, die auch bei dem größten anzunehmenden Sündenfall, dem vom Goldenen Kalb, geholfen haben. Erst nach dieser anstrengenden Fastenzeit beginnt unter dem Vollmond die fröhliche Festzeit in den Laubhütten, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den ausgelassenen bürgerlichen Neujahrfeiern haben. Wer aus diesem dreiwöchigen Wechselbad der Gefühle steigt, geht geläutert und schuldenfrei ins neue Jahr.

Die Macht des Tages

Im Gebetbuch für Neujahr stehen die schönsten und erhabensten Hymnen der jüdischen Liturgie, aber keine reicht an den Hymnus: *Unetane Tokef* („Wir wollen die Macht schildern“) heran. Er wird als letzte poetische Einschaltung vor dem Dreimalheilig (*Qeduscha*) des Zusatzgebetes (*Mussaf*) angestimmt. Die Legende schreibt ihn einem gewissen Rabbi Amnon von Mainz aus dem 11. Jh. zu. Dieser Hofjude soll die Bekehrungsversuche des Bischofs von Mainz nicht entschieden genug abgewehrt und sich stattdessen drei Tage Bedenkzeit ausgebeten haben: „Als der dritte Tag kam, schickte der Bischof nach Rabbi Amnon, er solle ihm seine Antwort mitteilen – aber Rabbi Amnon kam nicht. Da ließ ihn der Bischof mit Gewalt zu sich bringen und fragte ihn: ‚Warum bist du nicht gekommen, wo ich doch drei Mal nach dir geschickt habe? Und wo bleibt deine Antwort, die du mir versprochen hast?‘ Da sagte ihm Rabbi Amnon: ‚Meine Zunge, die diese sündigen Worte sprach, soll abgeschnitten werden.‘ Da antwortete der Bischof: ‚Das ist zu wenig! Denn die Füße, die den Weg zu mir nicht gekommen sind, müssen auch abgehakt werden. Ebenso sollen deine übrigen Glieder bestraft werden.‘ So ließ er ihm seine Hände und Füße abschneiden und befahl, ihn auf eine Trage zu legen und neben ihn seine Gliedmaßen. Als nun kurz darauf Rosch Hachana begann, bat Rabbi Amnon, man solle ihn mit der Trage in die Synagoge bringen und ihn dort neben dem Vorbeter stellen. Als dieser zur *Qeduscha* des *Mussaf* gelangte, sprach der Gerechte zum Vorbeter: ‚Wartet, ich will den Namen Gottes heiligen, bevor ich sterbe‘ – und er sprach das *Unetane Tokef*.“ Später sei er im Traum dem berühmten Synagogendichter von Mainz, Rabbi Kalonymos ben Meshullam, erschienen und habe ihm diesen Hymnus diktiert. Allerdings belegt ein Fund aus der Geniza von Kairo, der

heute im British Museum liegt, dass das *Unetane Tokef* viel älter ist als die Märtyrerverlegende von Rabbi Amnon. Die Legende hat den Hymnus aber zweifellos in der aschkenasischen Gemeinde mit ihrer ausgeprägten Märtyrerreligiosität populär gemacht. In der Schul meiner Kindheit unterhielt sich die Gemeinde während des langen Neujahrsgottesdienstes im Vestibül und im Hof der Synagoge. Wenn es aber soweit war, ging ein vielschichtiger Ruf durch die zusammenstehenden Gruppen: „*Sane Tojkäff!*“, „*Sane Tojkäff!*“ und alles strömte rasch in die Synagoge, um den feierlichsten Augenblick nicht zu verpassen. Die Märtyrergeschichte von Rabbi Amnon ist sicher nicht der einzige Grund für die Popularität des *Unetane Tokef*. Vielmehr bildet der Hymnus wie kein anderer die Bedeutung und Dramatik des Neujahrstages ab. Im Talmud steht dazu: „Am Neujahrstag ziehen alle zur Welt Gekommenen wie bei einer Heerschau (am Weltrichter) vorüber“ (mRoHa I, 2). Eben diese Prozession und den folgenden Prozess inszeniert der Hymnus *Unetane Tokef* in fünf Akten.

1. Akt: Das höchste Gericht tritt zusammen, wobei der Weltrichter in Personalunion alle Rollen ausfüllt: „Du bist der Richter, der Ankläger, der Ermittler, der Zeuge (...). Du öffnest das Buch des Gedenkens, und aus ihm wird vorgelesen und der Siegel eines jeden Menschen ist darin.“

2. Akt: Die Angeklagten stehen auf: „In das große Schofar wird geblasen (...) und alle Geschöpfe der Welt führst Du vor Dir vorbei wie ein Heer, wie der Hirt seine Herde prüft, seine Schafe unter seinem Stab hindurch gehen lässt (...) Zittern und Beben ergreifen sie alle.“

3. Akt: Das Urteil wird verkündet, aber eine Gnadenfrist eingeräumt: „Am Neujahrstag werden sie eingeschrieben und am Fasttag der Versöhnung werden sie versiegelt. Wer leben wird und wer sterben, wer in seiner Zeit und wer nicht, wer durch Wasser, wer durch Feuer.“ Leonard Cohen hat diese Stelle durch seinen Song *Who by Fire* (1974) weltberühmt gemacht. Nach Beendigung des Strafregisters fällt die ganze Gemeinde wie ein Mann dem Vorbeter ins Wort und ruft aus vollen Lungen: „Doch Umkehr (*Tschuwa*), Gebet (*Tfila*) und Wohltätigkeit (*Zdaka*) wenden das böse Verhängnis ab.“

4. Akt: Das Plädoyer der Verteidigung erinnert daran, dass der Schöpfer den Sünder so gebildet hat, wie er ist: „Du bist ihr Schöpfer (Jozram) und kennst ihren Trieb (Jizram). (...) Der Mensch gleicht einer zerbrochenen Scherbe, trockenem Gras, einer welkenden Blume, einem Schatten, der vorüberzieht, und einer schwindenden Wolke, dem verwehten Wind und dem Staub, der verfliegt, einem flüchtigen Traum“.

5. Akt: Am Schluss steht der Gnadenappell: „Tue es um Deines Namens willen!“.

Tag des Zorns

Den Historikern ist schon lange die Ähnlichkeit des *Unetane Tokef* mit der alten christlichen Totensequenz der Seelenmesse *Dies Irae* aufgefallen. Die Schilderungen des Gerichtstages entsprechen sich fast wörtlich: „Ein Tag des Zornes ist selbiger Tag – Welch ein Zittern wird sein“ („*Dies irae, dies illa – quantum tremor est futurus*“). In beiden Hymnen kommt der Weltrichter, um zu Gericht

zu sitzen („*Quando iudex est venturus – Iudex ergo cum sedebit*“); da und dort gellen die Blasinstrumente („*Tuba mirum spargens sonum*“); das Buch mit der Schuld aus Erdentagen wird aufgeschlagen („*Liber scriptus profertur*“); der Sünder bekennt sein Elend („*Quid sunt miser tunc dicturus – Ingemisco, tamquam reus*“) und appelliert an die Gnade des Weltherrschers („*Rex tremendae maiestatis – qui salvando salvas gratis – salva me*“). Rabbiner Leo Trepp nahm an, dass der Verfasser des *Dies Irae* ein konvertierter Jude gewesen sein könnte – eine Ansicht, die heute niemand mehr vertritt. Sogar Israel Yuval, der sonst mit Erklärungen vom Typ „Wie es sich christelt, so jüdelte es sich“ rasch bei der Hand ist, meint vorsichtig, „dass der beiden Religionen gemeinsame Vorrat an Begriffen und Bildern zu dieser Ähnlichkeit geführt hat“. Treffender kann man es nicht sagen. Eine gemeinsame biblische Quelle beider Gebete ist auch schnell gefunden, die Schreckensvision des Propheten Zefanjas vom Tag des Zorns. Zefanja beschreibt in fünf lautmalerschen Nomenpaaren wie Paukenschläge den großen Tag des Herrn: „Ein Tag des Zornes ist jener

Tag / ein Tag der Drangsal und der Bedrängnis, / ein Tag der Vernichtung (*Jom Schoa*) und Verwüstung, / ein Tag des Gewölk und des Wolkendunkels, / ein Tag des Widerhorns und des Kriegsgeschreis (*Jom Schofar UTerua*)“ (1, 14f.).

In der Kirche und in der Synagoge hat der apokalyptische Spruch Zefanjas allerdings einen Bedeutungswandel durchgemacht. Es geht nicht mehr um das diesseitige Gericht über die Stadt und den Erdkreis, sondern um das jenseitige Gericht über jedes einzelne Geschöpf – im *Untane Tokef* vor –, im *Requiem* nach dem Tod. Die apokalyptische Ladung der Quelle bricht aber in ihrem musikalischen Nachleben immer wieder durch, so in den modernen *Dies-irae*-Kompositionen von Verdi (*Requiem*, 1874) und von Krzysztof Penderecki, das im ehemaligen KZ Auschwitz 1967 uraufgeführt wurde. Übrigens steht in der genauen Mitte der Prophezie Zefanjas das Wort „*Schoa*“ und Gerichtsworte wie: „Verschüttet werden soll ihr Blut wie Staub und ihr Fleisch wie Kot. Auch Silber und Gold wird sie nicht retten können“ (1, 17 f.) erinnern auch an die Sache.

Es war also vielleicht gar nicht so ein „*arger Missgriff*“, wie H. G. Adler meinte, als der tschechisch-jüdische Dirigent Rafael Schächter (1905–1944) das *Requiem* Verdis 1943 im Lager Theresienstadt unter grauenhaften Begleitumständen einstudierte und aufführte. Zweimal wurde während der Proben der gesamte Chor aus hundertfünfzig Sängern auf Transport nach Auschwitz geschickt und ermordet. Nach der letzten Aufführung musste auch der Dirigent mit seinem dritten Chor den sogenannten „Künstlertransport“ bestiegen – mit dem gleichen Endziel. Soweit wir wissen, war weder Schächter noch Verdi der alttestamentliche und jüdische Hintergrund des Sujets geläufig. Der Augen- und Ohrenzeuge Josef Bor (1906–1979) hat in seiner weltberühmten Novelle „Theresienstädter Requiem“ die Aufführung als Akt des Widerstandes interpretiert. Den Mördern sollte das irdische Gericht angekündigt werden – „*Confutatis maledictis!*“ – und den Gefangenen die bevorstehende Befreiung – „*Libera me!*“. In jedem Fall führt diese wahre Märtyrergeschichte das jüdische und das christliche Gebet wieder zusammen.

Schofarblasen hat verschiedene Bedeutungen

Von Yizhak Ahren

Es ist bemerkenswert, dass die Tora das Blasinstrument nicht benennt, das am Rosch HaSchana zum Einsatz kommen soll. Diese Tatsache hat einige Übersetzer der Tora ins Deutsche so verstört, dass sie das im hebräischen Original Fehlende in den deutschen Text eingefügt haben. So lesen wir in der Übertragung von Leopold Zunz: „Im siebenten Monat, am ersten des Monats sei euch eine Feier, ein Gedächtnistag des Trompetenschalls, heilige Berufung“ (3. Buch Mose, Kap. 23, 24). Rabbiner David Zwi Hoffmann übersetzt diesen Vers: „Im siebenten Monat, am ersten des Monats sei euch ein Tag der Ruhe, der Erinnerung durch Posaunenschall, der heiligen Ausrufung“. Weder vom Trompeten- noch vom Posaunenschall ist hingegen bei Rabbiner Hirsch die Rede, und das hat seine Richtigkeit. Hirsch schreibt in seinem Werk über Israels Pflichten: „Erwägung aufregenden Tones“; und an anderer Stelle desselben Buches „Chorew“ lässt er ein hebräisches Wort unübersetzt: „*Terua* – Erwägung“, um eine Besonderheit der Schrift hervorzuheben. Der Babylonische Talmud (Rosch HaSchana 33 b) erörtert die Frage, woher wir wissen, dass man am Neujahrstag auf einem Schofar blasen soll. Die Antwort des Talmuds lautet, dass das Blasen am Rosch HaSchana vom Blasen am Jom Kippur des Joweljahres abgeleitet wird, wo die Tora sogar zweimal von einem Schofar spricht: „Dann lässt du Teruaschofartöne ergehen, im siebten Monat am zehnten des Monats; am Tage der Sühnen lasset ihr Schofartöne durch euer ganzes Land ergehen“ (3. Buch Mose, Kap. 25,9 in der Übersetzung von Rabbiner Hirsch). L. Zunz hat diesen Vers wie folgt übersetzt: „Und lass Posaunenschall ergehen im siebenten Monat am zehnten des Monats; am Versöhnungstage sollt ihr Posaunenschall ergehen lassen durch euer ganzes Land“. Die Frage drängt sich dem aufmerksamen Leser auf: Wie kommen Leopold Zunz, Moses Mendelssohn sowie Martin Buber u.a. dazu, den Schofar als eine Posaune zu bezeichnen? Sie wandeln in den Spuren des wegweisenden



christlichen Bibelübersetzers Martin Luther, der Schofar mit Posaune übersetzte. Diese Übersetzung ist jedoch irreführend! Posaune und Schofar sind zwar verschiedene Blasinstrumente, die in der Bibel erwähnt sind, einmal sogar beide im selben Vers: „Mit Posaunen und Schofarruf wecket Huldigung vor Gott, dem König“ (Psalm 98,6). Verwechseln sollte man die zwei Instrumente keinesfalls. Schofar wird aus dem Horn eines Tieres hergestellt, die Posaune aus Metall (siehe 4. Buch Mose, Kap. 10, 2).

Nicht nur im Aussehen und Klang unterscheiden sich die genannten Instrumente; es ist wichtig zu wissen, dass jedes seine besondere Funktion hat. Rabbiner Hirsch hat den Unterschied in seinem Psalmenkommentar deutlich herausgearbeitet: „Posaune ist das Instrument, Menschen zu Menschen, insbesondere auch Gott zu Hilfe und Beistand des Menschen herbeizurufen. Mit Schofar ruft Gott den Menschen und der Mensch im Namen Gottes sich und seine Mitmenschen zu Gott“. Es ist ein Gebot (*Mizwa*) der Tora, in Zeiten der Not Posaunentöne erklingen zu lassen (siehe Maimonides, Hilchot Taanot, Kap. 1, 1). Das gebo-

tene Posaunenblasen ist im Grunde eine Form des Gebetes. Schofartöne hingegen drücken keine Bitten aus, sondern vermitteln bestimmte Botschaften an die Zuhörenden.

In unserer Zeit können wir Juden nur das Gebot des Schofarblasens am Rosch HaSchana erfüllen. Da das Joweljahr schon seit langer Zeit nicht mehr praktiziert wird, gibt es das Schofarblasen am Jom Kippur nicht mehr im Lande Israel (und nur dort ist es geboten!). Wir kennen diese Mitzwa zwar nicht aus unserer heutigen synagogalen Praxis, wohl aber aus dem Studium der Quellen, die dieses Tora-Gebot behandeln.

Sowohl Moses Maimonides als auch der Autor von „*Sefer HaChinuch*“ (Buch der Erziehung) machen uns darauf aufmerksam, dass das Schofarblasen an den zwei Feiertagen in der ersten Hälfte des siebenten Monats des jüdischen Jahres nicht dieselbe Bedeutung hat. Am Jom Kippur des Joweljahres ertönt der Schofar als eine Freiheitsproklamation: „Alle hebräischen Sklaven sind freizulassen!“ Hingegen sollen uns die Schofartöne am Rosch HaSchana zur Umkehr (*Teschuwa*) aufrufen.

Wohl bekannt ist heute in allen jüdischen Gemeinden die Praxis, am Ende der Jom-Kippur-Gottesdienste einen Schofarton zu blasen. Etliche Erklärungen dieses Brauches sind vorgelegt worden. Eine Interpretation der Tosafof (Megilla 4 b) besagt, dass der Schofarton am Ende von Jom Kippur an das Schofarblasen erinnern soll, das in früherer Zeit am Jom Kippur jedes Joweljahres erklang. Eine schlichtere Deutung lautet: Dieses kurze Schofarblasen verkündet, dass nun die Nacht begonnen hat und somit die Zeit gekommen ist, das Fasten zu brechen.

Der Schofar ist gewiss eines der bekanntesten Symbole des Judentums. Es ist sehr wichtig, die Botschaft dieses Instrumentes richtig zu verstehen. Nach einem Bericht im Jerusalemer Talmud führte ein Missverständnis in der Römerzeit sogar zu einem Blutbad. Je nach Zeitpunkt und Kontext des Blasens haben Schofartöne verschiedene Bedeutungen.



An die jüdischen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes richte ich meinen herzlichen Gruß zu ihrem Neujahrsfest.

Die jüdischen Gemeinden dürfen das neue Jahr in dem Bewusstsein beginnen, einen wertvollen Beitrag zur Gestaltung des öffentlichen Lebens in unserem Land zuleisten. Sie sind ein fester Bestandteil unserer Gesellschaft: Ihr Wort wird vernommen, ihre Stimme hat Gewicht. Wo es um die Gestaltung

der Gemeinschaft in einem Land geht, das in den letzten Jahren internationaler denn je geworden ist, wo Bürgerinnen und Bürger unterschiedlicher Herkunft und Religion zusammenleben, wo es um eine feste Orientierung an gemeinsamen Werten, aber auch um Toleranz und Weltoffenheit geht, nehmen die jüdischen Gemeinden eine wichtige Rolle ein. Die historische Erfahrung des Holocaust hat ihren Mitgliedern eine besondere Sensibilität für Situationen gegeben, in denen die Menschenwürde und Freiheit gefährdet ist. Das macht sie zu wertvollen Mahnern und wichtigen Ansprechpartnern.

Für die Juden in aller Welt ist Rosch Haschana der Jahrestag der Schöpfung, ein Tag, an dem die enge Verbindung zwischen Gott und

dem Volk Israel in besonderer Weise zum Ausdruck kommt. Bei diesem Fest wird eine Bilanz des religiösen und moralischen Verhaltens jedes Einzelnen gezogen und dieser Bund erneuert, um das neue Jahr mit Schwung und Zuversicht beginnen zu können. Dass es glücklich, erfolgreich und von Gott gesegnet verläuft, wünsche ich den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern unseres Landes von Herzen.

SCHANA TOVA!

Horst Seehofer
Bayerischer Ministerpräsident



Ich wünsche allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern des Freistaats Bayern und ihren Familien ein glückliches und gesegnetes neues Jahr 5776!

Das Ende eines Jahres ist immer Anlass und Gelegenheit, gleichzeitig zurück und nach vorne zu blicken. Wir freuen uns über all das, was gelungen ist und betauern oder bereuen, wo wir uns besser anders verhalten hätten. Wer einen lieben Menschen verloren hat, blickt mit Trauer und Wehmut zurück. Ein neues Jahr ist Anfangspunkt, um sich mit neuer Kraft aufzumachen, sich zu besinnen und einen guten, hoffnungsvollen Weg in die Zukunft einzuschlagen. Wie sehr wir dabei Gottes Beistand nötig haben, das zeigt allzu oft leider auch der Blick auf das Weltgeschehen.

Wir können uns nur wünschen und dafür beten, dass an den vielen Brennpunkten der Welt möglichst bald Vernunft und Vergebung einkehren.

Eine große Freude hingegen ist, dass jüdisches Leben in Deutschland und in Bayern heute wieder ganz selbstverständlich dazu gehört und seinen festen Platz dort gefunden hat, wo es hingehört: in der Mitte unserer Gesellschaft. Dafür bin ich zutiefst dankbar. Denn gerade in diesem Jahr, in dem wir das Ende des Zweiten Weltkriegs und der NS-Diktatur vor 70 Jahren gefeiert haben, ist einmal mehr deutlich geworden, dass dies nichts weniger als ein Wunder ist. Wer hätte gedacht, dass nach den unvorstellbaren Gräueltaten der Nationalsozialisten einmal wieder jüdisches Leben hier blühen würde?

Umso mehr sind wir dazu verpflichtet, unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern stets das Gefühl der Sicherheit, des Willkommens und der Zugehörigkeit zu ver-

mitteln. Wo dieses Gefühl angegriffen wird, stehen wir gemeinsam in der Verantwortung, aufzustehen und zu handeln. Die Mehrheit darf niemals eine schweigende Mehrheit sein. Dieses Versprechen gilt es, immer wieder zu erneuern und mit Leben zu füllen, und dieser gemeinsamen Verpflichtung sind wir uns in Bayern sehr bewusst.

Rosch Haschana gehört für das Judentum zu den Hohen Feiertagen, die einen besonderen Stellenwert haben. Dabei ist es immer auch ein Fest der Begegnung. Ich wünsche allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ein festliches Beisammensein im Kreise der Familie und Freunde. Möge das kommende Jahr voller guter Erfahrungen sein! Shalom und Mazel Tov!

Barbara Stamm
Präsidentin des Bayerischen Landtags



Das ausklingende jüdische Jahr 5775 verbinde ich vor allem mit zwei erfreulichen Ereignissen: Da ist zum einen der 50. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und Deutschland am 12. Mai 1965. Damals ist

der Grundstein dafür gelegt worden, dass beide Staaten heute als enge Verbündete zusammenstehen und auf allen Ebenen freundschaftlich miteinander verflochten sind: politisch, wirtschaftlich, militärisch, kulturell und, besonders wichtig, zwischenmenschlich. Dafür stehen die seit 2008 regelmäßig stattfindenden deutsch-israelischen Regierungskonsultationen ebenso wie die über 100 Städtepartnerschaften sowie der intensive Kulturaustausch oder auch die Kooperationen im Sport.

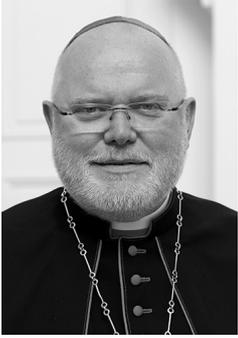
Daneben durften wir in München heuer außerdem ein stolzes Doppeljubiläum begehen: das 200-jährige Bestehen der Israelitischen Kultusgemeinde München und den 70. Jahrestag der Wiedergründung. Nach allem, was Juden in München an Gewalt, Anfeindungen und Diskriminierung über Jahrhunderte erleiden mussten, sind das wahrhaft bewegende Meilensteine in unserer Stadtgeschichte. Und auch die Blüte, in der die Israelitische Kultusgemeinde heute steht, mutet vor diesem Hintergrund geradezu wie ein Wunder an. Das wurde selbstverständlich auch gebührend gefeiert, mit einem großen Bürgerfest auf dem St.-Jakobs-Platz und einem Jubiläums-Festakt im Hubert-Burda-Saal der IKG.

Bei aller Freude darüber dürfen wir die Augen allerdings nicht vor der Tatsache verschließen, dass antisemitische Ressentiments und antijüdische Aggressionen in Europa und auch hierzulande keinesfalls nur schmerzhaft Erinnerungen an die Vergangenheit, sondern leider immer noch erschreckende Realität sind. Die brutalen Terroranschläge auf einen

koscheren Supermarkt in Paris und eine Kopenhagener Synagoge zu Jahresbeginn haben uns das erneut schmerzlich gezeigt. Mit meinem diesjährigen Neujahrsgruß möchte ich daher nicht nur meine Freude und Dankbarkeit über den Aufschwung jüdischen Lebens in München verbinden, sondern die jüdische Gemeinde Münchens ausdrücklich auch der unverbrüchlichen Solidarität dieser, ihrer Stadt versichern.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde Münchens und damit allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und friedliches Jahr 5776!

Dieter Reiter
Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München



Liebe jüdische
Schwestern
und Brüder,

der Jahreswechsel ist immer eine Schwelle, an der man einerseits zurückblickt auf das vergangene Jahr, Bilanz zieht vor Gott und dem eigenen Gewissen, und andererseits in die Zukunft blickt. Die religiösen Feste und Riten, das gemeinschaftliche Beten und Feiern helfen uns dabei, diese Schwelle gut zu überschreiten.

Als gläubige Menschen wissen wir, dass wir schuldig geworden sind vor Gott und den Mitmenschen, dass die Barmherzigkeit und die Geduld Gottes aber größer sind als sein Zorn, wenn wir umkehren und Buße tun. Papst Franziskus hat kürzlich ein neues Heiliges Jahr, das „Jubiläum der Barmherzigkeit“ angekündigt, das am 8. Dezember 2015 beginnen und bis zum 20. November 2016 dauern wird. Die Überzeugung und Erfahrung, dass Gott in seinem Wesen und Handeln barmherzig und langmütig ist, haben Juden und Christen gemeinsam, ja, es ist der gemeinsame Kern unserer Heiligen Schriften.

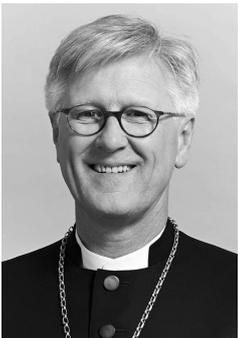
Ich wünsche Ihnen und uns allen, dass wir im vor uns liegenden Jahr diese Barmherzigkeit

Gottes immer wieder erfahren dürfen und so fähig werden, durch unser alltägliches Handeln selbst zu Zeugen der Barmherzigkeit zu werden.

Ein friedvolles und gesegnetes neues Jahr –
SCHANA TOWA!

Ihr

Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und Freising



Zu Rosch Haschana und den Hohen Feiertagen wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich ein gesegnetes neues Jahr 5776!

In den vergangenen

Wochen und Monaten haben wir in Bayern, ganz Deutschland und in Israel des 50. Jahrestags der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Staat Israel gedacht. Neben politischen und wirtschaftlichen Erwägungen war auch das Engagement einiger evangelischer Theologen einer ihrer Motoren. Diese gehörten meist der jüngeren Generation an und zählten zu den ersten Deutschen, die in den 1950er-Jahren nach Israel reisen konnten. Was sie dort erlebt hatten, prägte sie: Innerhalb der evangelischen Kirche setzten sie sich für Buße und Versöhnung ein und trieben den christlich-jüdischen Dialog voran. In

der deutschen Gesellschaft engagierten sie sich für die Versöhnungsarbeit und die Förderung der Beziehungen zu Israel.

Wir haben allen Grund, dankbar zu sein für die vielen Verbindungen, die sich in den letzten 50 Jahren entwickelt haben – zwischen den beiden Staaten sowie zwischen Juden und Christen hier bei uns und in Israel. Gerade das letzte Jahr macht uns jedoch Sorgen, wenn wir auf das Anwachsen judenfeindlicher Einstellungen und Übergriffe hier in Europa schauen bis hin zu den furchtbaren Attentaten in Paris und Kopenhagen. Wir können dem gewachsene Beziehungen zwischen Christen und Juden entgegensetzen, weil Jüdinnen und Juden hier und in Israel den christlichen Impulsgebern des Dialogs die Hände gereicht haben. In wenigen Jahrzehnten ist ein Dialog herangewachsen, wie es ihn so noch nie zuvor gab und der auf beiden Seiten getragen ist von Respekt für die religiösen und kulturellen Traditionen der anderen. Wir haben anfangen können zu lernen, unsere Verschiedenheit zu achten.

Historisch betrachtet ist unser Dialog noch ein vergleichsweise junges Pflänzchen. Das braucht Schutz und muss auch manche Durststrecken hinter sich bringen. Doch sind

die Erfahrungen der Begegnung und des Dialogs für uns unverzichtbar geworden, sodass das Pflänzchen weiter wachsen kann und wird.

Ich bin dankbar dafür, dass sich im letzten Jahr auch viele Christinnen und Christen im Kampf gegen Vereinfachung, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus engagiert haben. Unsere Aufgabe wird anspruchsvoll bleiben, aber ich hoffe, dass wir miteinander an ihr wachsen werden und auch im kommenden Jahr 5776 viele und fruchtbare Begegnungen haben, die unseren Dialog stärken und ein Signal für unsere Gesellschaft geben.

Ein gutes, friedliches und süßes neues Jahr wünscht Ihnen

Ihr

Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Sehr geehrte
Damen und
Herren,
liebe Freunde,

in wenigen Tagen beginnt ein neues jüdisches Jahr. Beim Übergang in ein neues Jahr ist es immer an der Zeit sowohl zurück als auch nach vorn zu blicken.

Wenn wir also auf dieses Jahr zurückblicken, dann sehen wir die Entwicklung einer einzigartigen Beziehung, die aktuell nunmehr 50 Jahre Bestand hat. Mit der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Staat Israel und der Bundesrepublik Deutschland haben wir Wurzeln geschlagen, die sich heute fest verankert haben. Wir haben gemeinsam eine eindrucksvolle Grundlage geschaffen, die es uns ermöglicht unsere Beziehungen und besondere Freundschaft für die

Zukunft zu festigen. Gemeinsam mit Ihnen allen möchte ich diese einzigartige Erfolgsgeschichte weiterschreiben.

Das Jubiläumsjahr hat nicht nur Ereignisse hervorgebracht, an die ich gerne erinnere, sondern auch Anlässe auf deren Fundamente wir aufbauen können. Bereits zum fünften Mal fanden unsere Regierungskonsultationen statt. Perspektiven und künftige Ziele wurden gemeinsam erarbeitet, sodass aus ihnen weiterhin gegenseitiges Vertrauen, Anerkennung und Wertschätzung entstehen kann. An diesen Erfolg heißt es nun anzuknüpfen.

Unsere innere Aufgabe für das kommende Jahr besteht darin, unsere Einheit in wichtigen Fragen zu stärken. Wir müssen auch weiterhin harmonisch zusammenarbeiten und Abkommen durch Dialoge erzielen. Solidarität, Toleranz und Einverständnis sind die Basis einer starken und sicheren Familie. Wir müssen uns kollektiv dem Wohlergehen des jüdischen Volkes widmen.

Mit der Eröffnung unseres neuen Generalkonsulats am 10. November am symbolträchtigen Karolinenplatz wollen wir die Grundlage für unsere weiteren Vorhaben in Mün-

chen schaffen. In Anbetracht dessen blicke ich optimistisch in das neue Jahr 5776, zusammen mit Ihnen, der jüdischen Gemeinde und den Freunden des Staates Israel, um gemeinsam unsere Ziele zu verwirklichen. Auch in privaten Belangen bietet uns das neue Jahr die Chance, unser Bestreben in die Wege zu leiten. Es gibt einen persönlichen Anstoß unsere Agenda in die Tat umzusetzen.

Uns allen wünsche ich ein spannendes, erfüllendes, lebhaftes und vor allem gesundes und friedliches neues Jahr!

Vielen Dank und Shana Tova!

Dr. Dan Shaham
Generalkonsul des Staates Israel
für Süddeutschland

Das Jüdische Kulturmuseum in Veitshöchheim

Von Martina Edelmann

Der Ort Veitshöchheim, nur wenige Kilometer von Würzburg entfernt, besitzt einen sehenswerten Barockgarten, der im 18. Jahrhundert von den Würzburger Fürstbischöfen angelegt und genutzt wurde. Bis zur Säkularisation waren diese die Landesherren des Dorfes am Main. Heute ist Veitshöchheim ein attraktiver eigenständiger Ort, in dem der Hofgarten ein sehenswertes Besuchsziel für Tausende von Gästen aus aller Welt geworden ist.

Die jüdische Gemeinde von Veitshöchheim

Im der fürstbischöflichen Zeit entwickelte sich in Veitshöchheim eine jüdische Gemeinde, deren erste Zeugnisse aus dem Jahr 1644 überliefert sind. Kontinuierlich wuchs die Zahl der Juden am Ort, bis um 1840 etwa 150 Personen (10 Prozent der Gesamtbevölkerung) hier lebten. Waren die meisten Veitshöchheimer Juden im 18. Jahrhundert wie überall in der Gegend einfache Händler, die oft Mühe hatten, mit den ihnen auferlegten Einschränkungen zurechtzukommen, so änderte sich die Situation im 19. Jahrhundert, als in einem langwierigen und wechselvollen Prozess die rechtliche Gleichstellung der Juden erreicht wurde. Entscheidende Veränderungen ergaben sich besonders 1814, als Veitshöchheim bayrisch wurde. Die Juden im Ort mussten sich in die von der bayerischen Verwaltung angelegten Matrikellisten eintragen, was uns heute Auskunft über die hier ansässigen Familien und deren Berufe ermöglicht. In Veitshöchheim entstanden einige kleinere jüdische Handwerksbetriebe wie etwa eine Kunstweberei oder eine Schneiderei. Gleichzeitig wanderten viele Veitshöchheimer Juden in die nahegelegene Mainmetropole Würzburg, in andere Städte oder Länder ab, wo sie bessere Lebens-, Beschäftigungs- und Ausbildungsmöglichkeiten vorfanden. Um die Jahrhundertwende lebten zwischen 50 und 70 Juden in Veitshöchheim, die inzwischen mehr oder weniger in das Gemeindeleben integriert waren. Viele von ihnen engagierten sich politisch oder gesellschaftlich im Dorfgeschehen. Die Teilnahme am Krieg von



Museumsanlage mit Wohnhaus und Synagoge

1870 und am 1. Weltkrieg war für die Veitshöchheimer Juden selbstverständlich.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wanderten einige Veitshöchheimer Juden rechtzeitig nach Amerika, Palästina oder England aus. Als einem der letzten gelang es im Sommer 1938 dem Arzt Dr. Ludwig Stern auszureisen. 1942 wurden die wenigen letzten noch in Veitshöchheim lebenden Juden in die Konzentrationslager deportiert und dort ermordet, darunter auch Ernst Kahn, der letzte Vorstand der jüdischen Gemeinde von Veitshöchheim und ehemaliges Mitglied in vielen Veitshöchheimer Vereinen. Nur die mit einem Nichtjuden verheiratete Ida Straus konnte in Veitshöchheim bleiben. Sie starb 1960 in einer Umgebung, die nur noch wenige Erinnerungen an die ehemalige jüdische Gemeinde von Veitshöchheim bereithalten wollte. Eine jüdische Gemeinde gibt es heute nicht mehr in Veitshöchheim, dennoch leben hier wieder jüdische Familien.

Die Synagoge

Für die damals noch recht kleine Gemeinde baute um 1730 Schmul Moses, ein wohlhabender Veitshöchheimer Jude, eine Synagoge in der heutigen Mühlgasse, damals am Rand der Ortsbebauung. Das Grundstück stellte das Kloster Oberzell zur Verfügung, an das auch die Abgaben hierfür entrichtet werden mussten.

Die äußere Bauform entspricht der im 18. Jahrhundert üblichen dörflichen Wohnhausarchitektur mit Walmdach. Das Innere birgt den tonnenüberwölbten Betsaal, der durch den barocken Aron Hakodesch (Toraschrein) und eine über 3 Meter hohe ebenfalls barocke sandsteinerne Bima (Lesekanzel) eindrucksvoll gestaltet wurde. Zum Ende des 19. Jhs. wurde die ursprüngliche Ausgestaltung des Kultraumes mit Stühlen entlang den Wänden und einer Deckenbemalung, die goldene Sterne auf blauem Grund zeigte, verändert. Man richtete nach vorne gerichtete Sitzbänke ein und verzierte Decke und Wände mit Jugendstilornamenten.

Über 200 Jahre lang war die Synagoge das Zentrum der jüdischen Gemeinde von Veitshöchheim, bis sie 1938 von der nur noch 12 Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde für einen Spottpreis in Höhe von etwa 200 Reichsmark an die politische Gemeinde Veitshöchheim abgegeben werden musste. Dieser Verkauf wurde zwar erst am 12. November 1938 notariell beurkundet, doch galt die Synagoge bereits in der Pogromnacht vom 9. November 1938 nicht mehr als jüdisches Anwesen und wurde nicht zerstört. Auch fürchtete man, dass im Fall eines Synagogenbrandes die Nachbarhäuser Schaden nehmen könnten. Tatsächlich plante die Gemeinde Veitshöchheim jedoch, die Synagoge zukünftig als Feuerwehrhaus zu nutzen. 1940 erfolgte der Umbau. Man entfernte den Eingangsvorbau und brach in West- und Ostwand je ein Rundbogentor. Lesekanzel und Toraschrein wurden zerschlagen und die

Bruchstücke als Füllmaterial für den Boden, der auf Straßenhöhe angehoben werden musste, verwendet.

Nach dem Ende des Krieges zahlte die Gemeinde Veitshöchheim 1950 eine Ausgleichzahlung an die Jewish Restitution Successor Organisation (IRSO) und ist seither Besitzer des Gebäudes und des Grundstücks. Bis etwa 1964 wurde der ehemalige Kultraum der Synagoge als Feuerwehrgerätehaus genutzt. Danach diente er als Lagerraum für den gemeindlichen Bauhof.

Zu Beginn der 1980er-Jahre fasste die Gemeinde Veitshöchheim den Entschluss, das mittlerweile leerstehende Haus in ein Galerie- und Ausstellungsgebäude umzugestalten. Eine Tafel an der Fassade sollte auf die frühere Funktion als Synagoge hinweisen. Bei Beginn der Bauarbeiten 1986 entdeckte man im Füllmaterial des Fußbodens Reste der alten Ausstattung. Die Gemeinde entschloss sich daraufhin, in Absprache mit dem Landesamt für Denkmalpflege und der Israelitischen Kulturgemeinde Würzburg, das Synagogengebäude und die Einrichtung des Sakralraums wiederherzustellen. Die Bruchstücke wurden zusammengefügt, der Rest der Einrichtung und Ausstattung nach zwei Fotografien aus dem Jahr 1926 wiederhergestellt. Diese Wiederherstellung war ein Weg, den man in den 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts gegangen ist. Inzwischen sieht der Umgang mit zerstörten Synagogen andere Konzeptionen vor, die auch die Zerstörung und Nachkriegsnutzung berücksichtigen. Andererseits bietet sich in Veitshöchheim die Möglichkeit, den Raum zu erleben, wie er sich vor seiner Zerstörung präsentiert und das Leben der Juden in Veitshöchheim geprägt hat. Im März 1994 wurde die Synagoge neu eingeweiht und für kultfähig erklärt. Heute werden im Betsaal der Veitshöchheimer Synagoge wieder Gottesdienste gefeiert.

Nicht nur der Betraum, auch die Wohnung des Vorsängers und eine Grundwassermikwe befinden sich im Gebäude der Synagoge. Die vier kleinen Zimmer der ehemaligen Woh-



Synagoge Veitshöchheim, Bima (1926)



Tafel der Kriegsteilnehmer 1914–18 in der Synagoge

nung zeigen anschaulich, wie beengt die Wohnverhältnisse im 18. Jahrhundert waren. Die Räume werden heute als Museumsräume genutzt, in denen das jüdische Schulwesen und die Geschichte der Synagoge Veitshöchheim dargestellt sind.

Die Mikwe (Taubbecken) wird bis heute mit Grundwasser gespeist.

Museum und Genisa

Bei den Renovierungsarbeiten in der Synagoge ergab sich eine weitere Aufsehen erregende Entdeckung: Man fand dort 1986 im Dachboden eine umfangreiche Ablage für unbrauchbar gewordene religiöse Bücher, Schriften, Textilien und einige andere Kultgegenstände, die laut jüdischer Glaubensvorschriften nicht weggeworfen werden durften. Es handelt sich dabei um eine Genisa, wie sie in vielen alten Synagogen im Dachboden oder einem abgetrennten Raum existierte. Die Veitshöchheimer Genisa ist jedoch in ihrem Umfang außergewöhnlich und gibt ein vielfältiges Zeugnis jüdischer Frömmigkeit und Geschichte.

Neben religiösen Schriften wie Bibeln, Gebetbüchern, Einzelgebeten oder rabbinischen Auslegungen sind auch zahlreiche nichtreligiöse Texte wie Märchen, Erbauungsliteratur oder historische Abhandlungen erhalten. In größerem Umfang wurden auch handschriftliche Zeugnisse wie etwa Rechnungen, Briefe oder Notizbücher von Händlern in der Genisa abgelegt. Die Texte sind in Hebräisch, Jiddisch oder Deutsch verfasst und stammen vorwiegend aus dem 17.–19. Jahrhundert.

Nach der Auffindung der Genisa im Dachboden der Synagoge beschloss die Gemeinde



Laubhütte

Veitshöchheim, diesen wichtigen Fund vor Ort aufzubewahren und repräsentative Stücke in einem hierfür eingerichteten Museum auszustellen.

Dafür wurde ein auffälliges und leer stehendes Anwesen direkt neben der Synagoge von der Gemeinde Veitshöchheim erworben. Den ursprünglich geplanten Abriss führte man allerdings nicht durch, da man im Gebäude u.a. Decken- und Wandmalereien aus dem 18. Jahrhundert entdeckte: eine Jahreszahl (1739) im Dachgeschoss sowie hebräische Inschriften und florale Wandmalereien. Diese alle sind Zeugnisse der jüdischen Familien, die hier bis etwa 1850 lebten.

Bei den Umbaumaßnahmen zum Museum zwischen 1988 und 1994 konnte die historische Bausubstanz weitgehend erhalten werden, ebenso die ursprüngliche Anordnung der Räume und der Charakter eines Wohnhauses. Das momentane inhaltliche Konzept des Museums stellt Originale der Genisa in Verbindung mit weiteren Zeugnissen aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde von Veitshöchheim in den Mittelpunkt der Ausstellung. Besonderen Raum nimmt die (west)jiddische Literatur ein. Diese Sprache entwickelte sich in verschiedenen Formen unter den in Deutschland lebenden Juden. Grundlage war mittelalterliches Deutsch, das mit hebräischen Begriffen und anderen Sprachen vermischt wurde. Die ausgestellten Texte wie Märchen, Sagen, Fabeln oder Lebensbeschreibungen zeigen, wie verbreitet und wie vielfältig weltliche Texte in jiddischer Sprache gewesen sind. In der Mitte 19. Jahrhundert stirbt das Westjiddische als Alltagssprache aus. Neben die-

Öffnungszeiten

März bis Oktober:
Donnerstag 15.00 – 18.00 Uhr
Sonntag 14.00 – 17.00 Uhr

und nach Voranmeldung.

November bis Februar: Besichtigung ist nach Voranmeldung möglich.

Termine können mit dem Kulturamt der Gemeinde Veitshöchheim vereinbart werden.

Eingang: Thüngersheimer Straße 17

Gemeinde Veitshöchheim – Kulturamt

Erwin-Vornberger-Platz

97209 Veitshöchheim

Telefon 0931 9802-754 oder -764

Telefon 0931 960851 (während der Öffnungszeiten, sonst Anrufbeantworter)

Telefax 0931 9802-876

E-Mail: kultur@veitshoechheim.de

www.jkm.veitshoechheim.de

sem Schwerpunkt sind weitere Themenbereiche die Geschichte der Juden in Veitshöchheim sowie Zeugnisse der jüdischen Religion. Im Dachgeschoss weist eine hebräische Inschrift an der Ostwand auf das Laubhüttenfest hin, das von den ehemaligen Bewohnern hier im Dachboden gefeiert wurde. Ausgehend davon werden im Dachgeschoss weitere wichtige jüdische Feiertage beschrieben und mit Objekten aus der Genisa illustriert.

Die Museumsausstellung, die einen Einblick in jüdisches Leben auf dem Land bis zu seiner Zerstörung durch die nationalsozialistische Diktatur vermittelt, zeigt nur einen Bruchteil der Veitshöchheimer Genisa. Die übrigen Texte und Gegenstände werden sachgemäß im Archiv des Jüdischen Kultur museums Veitshöchheim aufbewahrt.

Das Jüdische Kultur museum Veitshöchheim konnte 1994 eröffnet werden. Die Anlage bietet Besuchern die Möglichkeit, in einer authentischen Umgebung des 18. Jahrhunderts und durch entsprechende Ausstellungsgegenstände jüdische Geschichte und Kultur kennen zu lernen.

Dr. Martina Edelmann ist die Leiterin des Jüdischen Kultur museums.

Alle Bilder: © Jüdisches Kultur museum Veitshöchheim

Ein Hase in der Sukka

Von Verena Erbersdobler

Nicht mit einem Paukenschlag, sondern mit den melodischen Klängen Mozarts „Divertimento No. 3: Allegro“, angestimmt von den „Fürther Streichhölzern“, begann die feierliche Eröffnung des Jüdischen Museums Franken in Schwabach in der benachbarten Alten Synagoge am 2. Juni 2015.

Aus München angereist waren der Schirmherr des neu entstandenen Museums, der ehemalige bayerische Ministerpräsident Dr. Günther Beckstein, und die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Frau Dr. h.c. Charlotte Knobloch, welche schon im vergangenen Herbst einen Sponsoringabend zugunsten des Museums mit einer Lesung aus ihrer Autobiografie unterstützte. Die Alte Synagoge in Schwabach war bis auf den letzten Platz besetzt, so dass schon im Vorfeld entschieden wurde, ein paar Tage später eine zweite Eröffnung für Kulturschaffende zu veranstalten, um das Ereignis weiter-

hin in der historischen Lokalität stattfinden lassen zu können.

Nach der Begrüßung durch den Oberbürgermeister Schwabachs, Matthias Thürauf, hielten der Erste Vorsitzende des Trägervereins Jüdisches Museum Franken e.V., Bezirksrat Alexander Kießwetter, und Innenminister Joachim Herrmann in Vertretung des verhinderten Staatsministers Dr. Ludwig Spaenle ein Grußwort. Nach einem kurzen musikalischen Intermezzo sprachen Schirmherr Dr. Beckstein zum Thema „Geschichte eine Zukunft geben“ und Frau Dr. Knobloch „Zum jüdischen Leben einst und heute“. Dann war es soweit, Frau Daniela Eisenstein, die Direktorin des Jüdischen Museums Franken, ergriff das Wort, bedankte sich bei allen Beteiligten und lud die anwesenden Gäste zur Besichtigung des neuen Museums ein – verbunden mit der Bitte um Geduld, da das Museum aufgrund seiner kleinen historischen Räumlichkeiten eine maximale gleich-

zeitige Besucherkapazität von 30 Personen hat. Für die auf die Besichtigung wartenden Gäste stand ein Imbiss mit koscherem Wein und Gebäck bereit.

Das Jüdische Museum Franken in Schwabach befindet sich, wie auch die zwei Häuser in Fürth und Schnaittach, in einem historischen Gebäude. 1795 wurde das im damaligen Judenschulgässchen, der heutigen Synagogengasse, liegende Haus vom Kaufmann und Mohel Moses Löw Koppel erworben. Er lebte darin mit seiner Frau und vier seiner acht Kinder. Nach dem Kauf ließ er das zweite Stockwerk beidseitig ausbauen und in einem der neuen Räume eine Laubhütte einrichten. Um die Vorschritt, durch das Dach die Sterne sehen zu können, einhalten zu können, ließ er eine aufwändige Kassettendecke mit herausnehmbaren Füllungen konstruieren. Nahe Sukkot, deckte er die Ziegel der darüber liegenden Dachschräge ab, nahm die Füllungen

Besuchereinformationen

Jüdisches Museum Franken in Schwabach
Synagogengasse 10a (rückwärtiger Eingang)
91126 Schwabach

Öffnungszeiten: So., 12.00–17.00 Uhr
und nach Vereinbarung.

Geöffnet auch an Oster- und Pfingstmontag

Schließtage: Yom Kippur, 24., 25., 31. Dez.,
1. Jan.

Parkmöglichkeiten: Bürgerparkhaus

Die Ausstellungsräume des Jüdischen Museums Franken in Schwabach sind nicht barrierefrei. Sie lassen sich nur über Treppenstufen erreichen.

auf der Kassettendecke und bedeckte das übrig gebliebene Gitter mit Laub. Wahrscheinlich inspiriert von zeitgenössischen hebräischen Drucken ließ er auch die Innenwände seiner Sukka aufwändig verzieren. Es finden sich Moses mit den Gesetzestafeln an der Wand, David mit der Harfe, der Moment, in welchem Abraham von einem Engel davon abgehalten wird, seinen Sohn Isaak zu opfern, sowie zeitgenössische Darstellungen von Männern mit dem Feststrauß Lulaw und dem in Süddeutschland im 18. Jahrhundert üblichen Schabbesdeckel. 1799 starb Moses Löw Koppel, seine Erben verkauften das Haus wenige Jahre später. Irgendwann im Laufe der Zeit wurden die Malereien mit Gipskartonplatten verkleidet und vergessen. Erst 2001 brach man bei Renovierungsarbeiten die Wandverkleidungen weg und die verblüfften Handwerker standen Moses mit den Gesetzestafeln gegenüber. Zum Glück erkannten sie, dass sie hier auf etwas Besonderes gestoßen waren, stoppten die Arbeiten und informierten den Denkmalschutz und dieser kurze Zeit später das Jüdische Museum Franken.

Der Fund einer über 200 Jahre alten Sukka in einem Wohnhaus in einem solch guten Erhaltungszustand ist für sich genommen bereits bemerkenswert. Wirklich einmalig macht die Schwabacher Sukka allerdings eine ganz bestimmte Malerei: die Hasenjagd. Bislang kennt man sie zwar aus Buchillustrationen oder von Textilien, aber nicht als Freske. Es ist die bislang einzige bekannte historische Sukka mit einer Hasenjagd-Szene. Der Hase steht dabei nicht nur als Symbol für das jüdische Volk, dass seinen Verfolgern am Ende glücklicherweise immer entkommen konnte, sondern er ist auch eine Mnemotechnik, eine Gedächtnisstütze für die richtige Gebetsreihenfolge, wenn der Schabbat-Ausgang auf einen Feiertag fällt.

Die Anfangsbuchstaben der Segensprüche in einem solchen Fall, nämlich J (*Jajin* = Wein), K (*Kiddusch* = Heiligung), N (*Ner* = Licht), H (*Hawdala* = Trennung) und S (*Sman* = Zeit), ergeben zusammen *JaKNeHaS* – „Jag ne Has“ – und helfen so, sich die richtige Reihenfolge zu merken. Erklärt wird diese Eselsbrücke auch in einem der beiden Filme, die extra für die neue Dauerausstellung produziert wurden. Um den Besuchern trotz der kleinen Ausstellungsräume einen Überblick über die jüdische Geschichte Schwabachs und das Laubhüttenfest geben zu können, wurden diese Themen auf ansprechende Weise von den *buchstabenschubsern* aus Potsdam filmisch umgesetzt und den Besuchern in Filmräumen im ersten und zweiten Stock präsentiert. In den Ausstellungsräumen steht den Besuchern zudem ein Audio-

guide zur Verfügung. Ganz neue technische Wege betritt das Jüdische Museum Franken in Schwabach dazu mit einer kostenlos herunterladbaren App, mit der neben dem Museum auch das jüdische Viertel Schwabachs rund um die Synagogengasse erkundet werden kann. Die ersten Hinweise auf eine jüdische Ansiedlung in Schwabach finden sich bereits vor 1338. Im 14. und 16. Jahrhundert gab es allerdings mehrere Vertreibungen, so dass sich eine größere Gemeinde erst gegen Mitte des 17. Jahrhunderts bildete. Damals erlaubte der Markgraf Juden, sich in dem nach dem Dreißigjährigen Krieg beinahe entvölkerten und zerstörten Schwabach anzusiedeln und erhoffte sich dadurch einen Belebung der wirtschaftlichen Verhältnisse. 1670 durften auch jüdische Familien, die aus Wien vertrieben wurden, nach Schwabach ziehen. Anfang des 18. Jahrhunderts zählte die jüdische Gemeinde Schwabachs 30 Familien, Anfang des 19. Jahrhunderts ca. 280 Personen. Doch schon in den 1920er Jahren waren es nicht einmal mehr 50 Gemeindemitglieder, bedingt durch Wegzug und Auswanderung aufgrund der strengen Auflagen des Bayerischen Judenedikts von 1813 und der beginnenden Judenfeindschaft der 20er-Jahre. Ab 1933 versuchte die Stadt Schwabach den Zuzug von Juden zu verhindern. 1935 verließ mit Dr. Salomon Mannes und seiner Frau Clara, geb. Jacobi, der letzte Schwabacher Rabbiner die Gemeinde. Die Synagoge musste 1938 verkauft werden, da sich nicht mehr genug religionsmündige Männer für einen Minjan fanden. Im Zuge des Novemberpogroms von 1938 wurden schließlich auch die letzten Schwabacher jüdischen Bürger vertrieben und die Stadt erklärte am 24. November 1938, Schwabach sei „in drei Tagen judenfrei“. Nur ein einziger der früheren Einwohner, der Tabakhändler Manuel Graf, kehrte nach 1945 aus dem Ghettolager Theresienstadt zurück, verstarb aber bereits 1948 und wurde als letzter auf dem jüdischen Friedhof Georgensgmünd beerdigt. Bis auf die kurzzeitige Unterbringung von jüdischen Displaced Persons in Schwabach zwischen 1945 und 1949 kam es bis heute nicht mehr zu einer Etablierung jüdischen Lebens in Schwabach.

Die Schwabacher jüdische Gemeinde war immer orthodox geprägt. 1702 wurde sie Sitz des Landrabbinats Ansbach, dem bis zu 49 Gemeinden angehörten, im 19. Jahrhundert Sitz des Distriktsrabbinats mit bis zu 13 Gemeinden. In Schwabach lebten und lehrten viele namhafte Rabbiner und Gelehrte, unter ihnen der Landesrabbiner Joschua Heschel Lemberger aus Trier (1749–1770), der Urgroßvater von Karl Marx, oder Abraham Josef ben David Wechsler (1820–1850), der als Distriktsrabbiner prägend für die strenge Orthodoxie Schwabachs war und sich vehement gegen die im 19.



Laubhütte (Deckenkonstruktion ist gut erkennbar)

Jahrhunderts aufkommenden Reformversuche sträubte. Ein aus derselben Familie stammender Gelehrter war Moses Pinchas Elchanan „Hyle“ Wechsler, der vor allem als Kabbalist und Mystiker bekannt wurde. Noch heute kann man das Rabbinerhaus und das benachbarte Lehr- und Schulhaus gegenüber der Synagoge, nur wenige Meter vom Jüdischen Museum entfernt, in der Synagogengasse sehen. Markierungen im Boden zeigen an, wo die Gemeinde am Schabbat den Bereich um die Synagoge mit Holztoren schließen konnte, um beim Gebet ungestört zu sein. Und auch in der unmittelbaren Umgebung lassen sich Häuser von Hoffaktoren, Gelehrten und dem Schulklopper finden, die auch heute noch allesamt als Wohnhäuser genutzt werden. Mit der App werden die Besucher per Stadtplan zu diesen Schauplätzen jüdischer Geschichte in Schwabach geführt und bekommen dort Informationen und biografische Anekdoten in Wort, Bild und Video präsentiert. Wer sich lieber durch die Ausstellung und den Außenbereich führen lässt, kann dies jeden Sonntag tun, jeweils um 14 und 15 Uhr, mit vorheriger Anmeldung oder für Gruppen nach individueller Buchung. Ab Herbst stehen im Jüdischen Museum Franken in Schwabach dann auch verschiedene Führungsprogramme für Schulklassen zur Verfügung.

Die Forschungsarbeiten zur jüdischen Geschichte Schwabachs sind mit der Eröffnung des neuen Museums natürlich nicht abgeschlossen. Damit es dem Jüdischen Museum Franken möglich ist, auch in Zukunft immer wieder einmal einzelne Aspekte der Geschichte in Sonderausstellungen zu beleuchten, sind wir zum Teil auch auf Mithilfe von außen angewiesen. Für Informationen, Material, Bilder rund um die jüdische Geschichte Schwabachs oder Kontakte zu ehemaligen Bewohnern und deren Nachkommen ist das Jüdische Museum Franken daher sehr dankbar.

Verena Erbersdobler ist Mitarbeiterin im Jüdischen Museum Franken.

Exkursion zum jüdischen Friedhof in Schwanfeld

In Schwanfeld im Landkreis Schweinfurt existierte bereits bis 1298 eine jüdische Gemeinde, die jedoch während der „Rintfleisch-Verfolgung“ ausgelöscht wurde. Erst ab 1579 gab es dann im Ort bis 1942 wieder Juden und eine Gemeinde mit einer 1786 erbauten Synagoge, einem Ritualbad, einer 1784 errichteten Schule und einem bereits 1579 in der Nähe des Dorfes angelegtem Friedhof, der heute an dem Ludwig-Gutmann-Weg rechts der Straße nach Obereisenheim liegt.

Auf diesem ehemaligen Bezirksfriedhof, auf dem zahlreiche jüdische Gemeinden, u.a. Schwanfeld, Bibergau, Dettelbach, Estenfeld, Gochsheim, Rimpf, Schwebheim, Theilheim Untereisenheim, Werneck, Zeilitzheim, ihre Verstorbenen bestatteten, führte das Fortbildungsinstitut der Diözese Würzburg am letzten Tag im April eine Exkursion durch, die offensichtlich recht großen Anklang fand, da sich 30 Teilnehmer – Geistliche der Diözese Würzburg, Studierende der kath. Theologie,

aber auch ganz „normale“ Interessierte aus der näheren und weiteren Umgebung – daran beteiligten.

Zu Beginn der Veranstaltung begrüßte deren Leiterin, Frau Dr. Monika Berwanger, sehr herzlich vor dem Friedhof den Referenten, Rektor i.R. Israel Schwierz und alle Exkursionsteilnehmer. Danach informierte Israel Schwierz, langjähriger Lay Leader der jüdischen US-Militärgemeinde in Franken, alle Anwesenden über die religiöse und abstammungsmäßige Gliederung des jüdischen Volkes und über die religiösen Richtungen des Judentums. Anschließend begaben sich alle Exkursionsteilnehmer auf den Friedhof, wo am Eingang einzelne Grabsteine exemplarisch erklärt wurden, und zwar die verschiedenen Symbole als auch die immer vorkommenden Inschriften.

Im Anschluss an die allgemeinen Informationen begab sich Frau Dr. Berwanger mit den Mitgliedern des hebräischen Lesekurses der Universität Würzburg zu weiteren ausgewählten Grabsteinen, um dort die jeweiligen Inschriften zu entziffern. Israel Schwierz, selber über viele Jahre lang Mitglied der Chewra Kaddischa (= Heilige Beerdigungsbruderschaft) der IKG Würzburg, informierte gleichzeitig vor der Tahara-Halle (= Leichenhalle zur Durchführung der rituellen Reinigung vor der Bestattung) die anderen Exkursionsteilnehmer sehr anschaulich über jüdische Sterbe- und Beerdigungsriten, über

die Trauerzeiten, aber auch über Verhaltensregeln auf jüdischen Friedhöfen und bei jüdischen Beerdigungen sowohl in der Galut (= Diaspora) als auch in Israel.

Nachdem die Mitglieder des Lesekurses das Entziffern der Grabsteine erfolgreich beendet hatten, begaben sich alle Exkursionsteilnehmer in die (früher) doppelstöckige Tahara-Halle, wo sie nicht nur den steinernen Tisch betrachten konnten, auf dem die Tahara (= Waschung und rituelle Reinigung mit Wasser) durchgeführt wurde, sondern auch eine weitere Besonderheit – einen Ziehbrunnen innerhalb des Gebäudes. Hier wurde also das zum Durchführen der Tahara notwendige Wasser nicht von außen herbeigeschafft, es konnte im Gebäude selber geschöpft werden. Die Zwischendecke des einst doppelstöckigen Gebäudes existiert heute nicht mehr; im oberen Raum hielten sich früher die Menschen auf, die Totenwache hielten. Auch hier informierte Israel Schwierz über weitere Aspekte, die mit Tod und Bestattung in Verbindung standen und beantwortete zahlreiche Fragen.

Nach fast zwei Stunden, nachdem der Wissensdurst gestillt war, bedankte sich Frau Dr. Berwanger sehr herzlich beim Referenten, aber auch bei allen Teilnehmern der Exkursion für die gute und offene Zusammenarbeit. Ihren besonderen Dank sprach sie zum Abschluss der Veranstaltung dem Bürgermeister von Schwanfeld, Herrn Richard



Steinerne Tisch in der Tahara-Halle.

Köth, für seine stetige große Hilfsbereitschaft und Unterstützung bei der Planung und Durchführung der Exkursion aus.

Es ist äußerst erfreulich, dass sich sowohl katholische Theologen als auch ganz „normale“ Menschen intensiv mit dem Judentum und mit Zeugnissen jüdischer Vergangenheit in ihrer Heimat befassen. Diesem Bestreben hat Frau Dr. Berwanger mit der von ihr geplanten und durchgeführten Exkursion voll Rechnung getragen. Daher gebührt ihr und allen, die ihr hilfreich zur Seite standen, besonders auch Herrn Schwierz und Herrn Bürgermeister Köth, tiefer Dank und größte Anerkennung aller. Die sehr erfreuliche Anzahl der Exkursionsteilnehmer lässt hoffen, dass dies nicht die letzte Veranstaltung dieser Art des Fortbildungsseminars der Diözese Würzburg gewesen sein mag.

Judith Bar-Or

Die Stadt Gemünden am Main gedenkt ihres jüdischen Gefallenen

Als ich Mitte der 1990er-Jahre bei den Recherchen für meine Dokumentation „Für das Vaterland starben – Denkmale und Gedenktafeln bayerisch-jüdischer Soldaten“ die Kapelle des Ehrenfriedhofes am Einmalberg oberhalb des heutigen Verkehrskreuzes am Zollberg in Gemünden am Main aufsuchte, war ich sehr enttäuscht, dort die Namen der fünf jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges nicht finden zu können, die laut „Die jüdischen Soldaten des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch“ (herausgegeben vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1933 in Berlin) aus Gemünden stammten. Ich wandte mich deshalb an meinen damaligen Schulleiterkollegen, Rektor Bruno Schneider, der auch Kreisheimatpfleger ist, und berichtete ihm von meiner negativen Erkenntnis. Auch er konnte sich nicht erklären, warum die Namen der Gefallenen fehlten, versprach aber, sich der Angelegenheit anzunehmen. Er hat Wort gehalten!

Zusammen mit dem historischen Verein Gemünden unternahm er 1999 einen Vorstoß beim Bezirksvorstand des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge, die den Ehrenfriedhof mit Kapelle um die Namen der gefallenen jüdischen Soldaten zu ergänzen. Er gab zu bedenken, dass die Namen auf der heutigen Gedenktafel höchstwahrscheinlich von der ehemaligen, in der NS-Zeit errichteten Gedenkstätte in der Stadt übernommen worden seien, und da habe man die Juden ja wohl absichtlich weggelassen.

Seinen Bemühungen war jedoch kein Erfolg beschieden. Der Volksbund erklärte, dass für zusätzliche Namen kein Platz vorhanden sei.

Die Situation änderte sich erst 2013 mit der Wahl des Gemündener Stadtrates Bernd Rützel (SPD) zum Mitglied des Bundestages. Als ihn Bruno Schneider auf das Problem aufmerksam machte, wandte sich der Bundestagsabgeordnete direkt an die Landesleitung des Volksbundes in München und erhielt von dort das Einverständnis zur Anbringung einer zusätzlichen Gedenktafel.

Mittlerweile hatte Rektor Schneider zusammen mit dem heimatgeschichtlich engagierten Ulf Fischer weitere Recherchen angestellt und dabei herausgefunden, dass die Angaben im Gedenkbuch des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten nicht korrekt waren: alle fünf Gefallenen stammten zwar aus Gemünden, jedoch nur einer aus Gemünden am Main: der Gefreite Sigmund Sichel (zwei der Gefallenen stammten aus Gemünden bei Simmern im Hundsrück, zwei weitere aus Gemünden Westerburg im Westerwald – beides Orte mit einer jüdischen Gemeinde). Der Reichsbund hatte also keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Gemünden in Deutschland gemacht.

Nun ging alles sehr schnell. Die Gemündener Firma Ziegler Industrieelektronik stiftete dankenswerterweise eine kleine Zusatztafel,



auf der neben dem siebenarmigen Leuchter (Menora) die folgende Inschrift zu lesen ist: „DIE STADT GEMÜNDEN GEDENKT IHRES IM ERSTEN WELTKRIEG GEFALLENEN JÜDISCHEN MITBÜRGERS, DES SOLDATEN SIGMUND SICHL, GEBOREN AM 9. MÄRZ 1881, GEFALLEN AM 30. APRIL 1918. November 2014.“ Nach einer Ortbesichtigung im August 2014 durch die SPD wurde – rechtzeitig zum Volkstrauertag 2014 – die Gedenktafel in der Kapelle angebracht. Bei deren Präsentation hatte MdB und Stadtrat Bernd Rützel der Firma Ziegler für ihre spontane Bereitschaft, die Tafel zu fertigen und zu stiften, seinen Dank ausgesprochen. Er erklärte, dass es für die Gesellschaft und für eine Kommune wichtig sei, lückenlos und ohne Vorbehalte gute Erinnerungskultur zu pflegen – eine Tatsache, die auch heute keineswegs überall selbstverständlich sei. Auch der Bürgermeister von Gemünden, Jürgen Lippert, lobte das Engagement aller Beteiligten und bedankte sich bei allen dafür, dass sie als Bürger dafür gesorgt haben, „das Gedenken an alle Gefallenen der Stadt würdevoll und in angemessener Form zu gewährleisten“.

100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat nun auch der jüdische Gefallene Sigmund Sichel aus Gemünden eine Gedenktafel erhalten, die daran erinnert, dass er als Jude für sein deutsches Vaterland sein Leben gelassen hat. Dafür gebührt allen, die dazu beigetragen haben, dass dies erfolgen konnte – Rektor und Kreisheimatpfleger Bruno Schneider, Ulf Fischer, der Firma Ziegler, MdB Bernd Rützel und dem Historischen Verein – Dank und Anerkennung aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte unserer Heimat ein Herzensanliegen ist. Israel Schwierz

Leo-Baeck-Preis 2015 für Bundestagsabgeordneten Volker Beck

Der Zentralrat der Juden in Deutschland verleiht in diesem Jahr auf einstimmigen Beschluss seiner Spitzengremien den Leo-Baeck-Preis an den Abgeordneten des Deutschen Bundestags, **Volker Beck**. Die Preisverleihung wird Anfang November in Berlin stattfinden. Volker Beck engagiert sich seit mehr als 20 Jahren für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland und über die Grenzen Deutschlands hinaus, begründeten Präsidium und Direktorium des Zentralrats der Juden ihre Entscheidung. Sein Kampf gegen Antisemitismus und Israel-Feindlichkeit ist vorbildlich. Schon in den 1990er-Jahren hat sich der Abgeordnete von Bündnis 90/Die Grünen vehement und gegen viele Widerstände für die Entschädigung der früheren NS-Zwangsarbeiter sowie für Ren-

tenzahlungen an Juden in Osteuropa eingesetzt. In der Beschneidungsdebatte 2012 stellte sich Volker Beck als erster Bundespolitiker an die Seite der jüdischen Gemeinschaft. Der Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe engagiert sich zudem in herausragender Weise für Israel. „Volker Beck setzt auf würdige Weise die Reihe unserer Leo-Baeck-Preisträger fort“, erklärte der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster. „In seinem Engagement für die jüdische Gemeinschaft und in seinem Kampf gegen jede Form von Antisemitismus hat er nie nachgelassen. Damit hat er diese Auszeichnung mehr als verdient.“

Mit dem Leo-Baeck-Preis, der an den Rabbiner Leo Baeck (1873–1956) erinnert, ehrt

der Zentralrat der Juden Persönlichkeiten, die sich in herausragender Weise für die jüdische Gemeinschaft eingesetzt und sich damit um sie verdient gemacht haben. Zu den Preisträgern früherer Jahre gehören unter anderem die Bundespräsidenten a. D. Richard von Weizsäcker (1994), Roman Herzog (1998) und Christian Wulff (2011), Bundeskanzlerin Angela Merkel (2007), der Verleger Hubert Burda (2006) und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Im vergangenen Jahr wurde der Preis nicht verliehen. Die seit 1957 vom Zentralrat vergebene Auszeichnung ist mit 10.000 Euro dotiert.

Bitte beachten Sie dazu auch den Beitrag von Volker Beck auf Seite 17.

Haßfurt: Den Opfern des NS-Terrors ihren Namen geben

Am 8. Mai 2015 – dem 70. Jahrestag des Kriegsendes – fand in der unterfränkischen Kreisstadt Haßfurt ein denkwürdiges Ereignis statt: auf dem Sockel des Gedenksteins für die im 3. Reich vernichtete Jüdische Gemeinde der Stadt in der Promenade in der Nähe des Bahnhofes wurden die Namen der 24 während der Naziherrschaft ermordeten jüdischen Einwohner von Haßfurt enthüllt. Das Denkmal – eine Schöpfung der israelischen Künstlerin Chana Pines, die als letztes jüdisches Kind unter dem Namen Hannelore Heimann Haßfurt verlassen konnte, während ihre Eltern, Ida und Salomon Heimann, der Schoa zum Opfer fielen – war bereits im Jahre 1988 anlässlich der Wiederkehr der sog. „Kristallnacht“ der Öffentlichkeit übergeben worden. Hatte die Künstlerin damals der vernichteten Jüdischen Gemeinde ein bleibendes Denkmal geschaffen, so wurde jetzt mit der Enthüllung der Namen jedem einzelnen Opfer der Stadt ganz persönlich gedacht. Zu Beginn der Feierstunde begrüßte Bürgermeister Günther Werner alle Anwesenden. Sein ganz besonderer Willkommensgruß galt dem Ehemann der Künstlerin Kapai Pines und ihren Töchtern Ori und Niri aus Israel, die extra zu diesem Anlass nach Haßfurt angereist waren; leider konnte Chana Pines aus gesundheitlichen Gründen nicht kommen. Bürgermeister Werner stellte in seiner Ansprache fest, dass Gedenken bedeute, die Vergangenheit, auch wenn sie noch so traurig und furchtbar sei, greifbar zu machen – besonders für jene, die sie nicht selbst erlebt haben. Der Holocaust, so fuhr er fort, habe auch in Haßfurt stattgefunden, als die hiesigen Juden vom nahegelegenen Bahnhof in die Vernichtungslager abtransportiert worden waren. Heute könne niemand mehr sagen, dass man von allem nichts gewusst habe. Das Denkmal – jetzt vervollkommen durch die Namen der Opfer – diene als Information und als Mahnung.

Als nächster Redner ging Burkhard Hauck, der zusammen mit seiner Frau Ursula die Namenstafeln gestaltet hatte, auf die Entstehung und Gestaltung des neuen Bestandteils des Denkmals ein. Er erklärte, dass die Rotschicht, die sich im Laufe der Zeit auf den Tafeln bilden werde, sehr erwünscht sei: sie stehe sinnbildlich für den Verlust, den der gewaltsame Tod der auf den Tafeln festgehaltenen Opfer bedeutet habe.

Mit der Enthüllung der Namen werde – so der Vertreter der Jüdischen Glaubensgemeinschaft Rektor i.R. Israel Schwierz – der ausgelöschten Jüdischen Gemeinde Haßfurt ein Gesicht gegeben. Gedenken sei für alle Menschen – besonders für Juden – eine Mizwa, eine heilige Pflicht. Durch das Informieren und Gedenken erwache für jeden die Verpflichtung zu verantwortungsbewusstem Handeln. Mit deutlichen Worten sprach er sich dagegen aus, Vorwürfe oder Schuldzuweisungen zu erheben, besonders den nachgeborenen Generationen gegenüber: „Schuldig sind diejenigen, die in der Zeit der NS-Herrschaft Schuld auf sich geladen haben“. Allerdings habe jeder – egal aus welcher Generation – „die Pflicht, dafür zu sorgen, dass sich so etwas wie damals nie wieder ereignen kann, egal gegen Menschen welcher Religion, Rasse oder Nationalität“. Dass dieser Apell nicht aus der Luft gegriffen sei, zeigte er gleich durch mehrere aktuelle Beispiele an.

Nach Schwierz richtete Ori Alon, die Tochter von Chana Pines, bewegende Worte (von Israel Schwierz ins Deutsche übersetzt) an die Festversammlung. Sie betonte, dass sie heute gerne mit ihren Lieben hier sei, stolz darauf, Jüdin und Israeli zu sein, stolz auf ihre Nation, die sich selber aufgebaut habe, um den Überlebenden der Schoa ein sicheres Zuhause zu gewähren und auch, um in Zukunft eine Schoa unmöglich zu machen. Sie betonte, dass Israel ganz besonders ein jüdischer Staat sei – gerade deshalb sei er für Juden in der ganzen Welt so besonders wichtig, weil sie immer wüssten, dass sie stets in Israel eine Heimat hätten. Sie dankte sehr herzlich für die hervorragende Organisation der Feier der Ent-



thüllung der Namen auf dem Denkmal und sprach den ehrlichen Wunsch aus, dass „Friede und Liebe aller Menschen untereinander – ganz gleich welcher Nation, Religion oder Rasse – über Hass und Krieg siegen mögen“. Als nächste ergriff Cordula Kappner, die Hauptinitiatorin des Projekts und auch der Feier, das Wort. Sie berichtete sehr bewegt, wie schlimm der normale Alltag für die Juden in der NS-Zeit gewesen ist. Sie erinnerte daran, dass vom ganz nahe gelegenen Bahnhof jüdische Menschen aller Altersgruppen in den Tod geschickt wurden – die jüngeren in die Vernichtungslager bei Lublin, die älteren nach Theresienstadt. Sie gab zu bedenken, dass auch nichtjüdische Menschen, die als Kinder den Terror gegen die jüdische Minderheit und den Abtransport der Nachbarn ganz bewusst miterlebt hatten, durch dieses schlimme Geschehen für ihr ganzes Leben beeinflusst worden sind. Sie gab sogar der Hoffnung Ausdruck, dass die in der Pogromnacht 1938 aus einem jüdischen Haus in Haßfurt gestohlenen Silberbecher eines Tage doch noch den Weg zu den Nachkommen der einstigen Besitzer finden mögen.

Für die Toten der Jüdischen Gemeinde Haßfurt sprach Israel Schwierz, Lay Leader der jüdischen Gemeinde der US-Streitkräfte in Franken i.R., anschließend in Hebräisch und Deutsch das „El male rachamim“. Nach dem Abspielen von „Jeruschalaim schel sawah“ (= Jerusalem aus Gold) wurde von Kapai Pines, Cordula Kappner, Bürgermeister Günther Werner und dem Ehepaar Hauck das nun um die Namen der Opfer der Schoa erweiterte Denkmal feierlich enthüllt. Danach begaben sich die Teilnehmer der Festveranstaltung noch zu einem Imbiss ins „Altstadthotel“.

Allen die dazu beigetragen haben, dass die Opfer des NS-Terrors in Haßfurt jetzt auf dem Sockel des Denkmals einen Namen haben – ganz besonders Bürgermeister Günther Werner und dem Stadtrat, dem Ehepaar Burkard und Ursula Hauck und ganz besonders Cordula Kappner, die seit Jahrzehnten nicht müde wird, an die jüdische Geschichte ihrer Wahlheimat zu erinnern –, gebühren größter Dank und tiefste Hochachtung all jener, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer Heimat ein Herzensanliegen ist.

Judith Bar-Or

Zum Jubiläum – ein persönlicher Bericht

Von Grisha Alroi-Arloser

Ich kam in Sibirien zur Welt, bin in Nordrhein-Westfalen aufgewachsen, zunächst in Köln, später in Bergisch Gladbach, und 1987–91 kam ich noch einmal ins Rheinland, als ich als Botschaftsrat für Arbeits- und Sozialwesen an der israelischen Botschaft in Bonn meinen diplomatischen Dienst antrat.

Die Familie meiner Mutter stammte seit Generationen aus Weilerswist. Sie selbst kam 1923 in Dortmund zur Welt. 1933 floh sie mit den Eltern in die falsche Richtung, saß ab 1944 13 Jahre in russischen Gefängnissen und Lagern und kehrte 1958 mit Mann und einem zweieinhalbjährigen, russischsprachigen Jungen nach Deutschland zurück nach Köln – ihrer Jugend und Heimat beraubt. Ihre letzte Ruhestätte fand sie in Israel in der Nähe der Kinder und Enkel.

Mein Vater kam aus einem kleinen Shtetl in Polen, Stanislawow, heute Ukraine. Er war der einzige Überlebende der Schoa seiner Familie. Ihm gelang zwar die Flucht nach Osten, dann aber kamen 17 Jahre Gefängnis und Lagerhaft. Nach Deutschland wollte er nicht, aber so kam es halt. Er blieb bis zum Schluss ein Fremder hier. Er liegt auf dem jüdischen Friedhof in Köln begraben.

Und ich? Ich erinnere mich an meine vielen Begegnungen mit Johannes Rau, in Düsseldorf, in Wuppertal, in Berlin, Jerusalem und Tel Aviv. Ich habe ihn in Israel begleitet, so wie Wolfgang Clement und Bodo Hombach. Ich durfte hier in diesem Haus (NRW-Landtag in Düsseldorf, d. Red.) kurz nach dem Mauerfall eine erste SPD-Delegation aus Brandenburg unter Leitung des späteren Landtagspräsidenten Knoblich treffen, initiiert von unserer guten Freundin Ingeborg Friebe. In Köln lernte ich Kölsch und Hebräisch, ich habe hier noch gute Freunde und deshalb glaube ich, dass ich einen besonders scharfen Blick für das gewonnene habe, was sich zwischen Deutschland und Israel entwickelte. „Die Heimat wurde zur Fremde, aber die Fremde wurde nie zur Heimat“ beschreibt sehr treffend die mir gebliebene Distanz, und es ist diese Distanz, die eine Analyse erst möglich macht.

Vor wenigen Tagen schenkte mir ein Freund das Johannes-Rau-Portrait von Uwe Birnstein zum Geburtstag. Und darin steht folgendes Zitat: „Für mich ist die besondere Verpflichtung der Deutschen gegenüber dem Staat Israel und seinen Menschen ein bindendes Anliegen. Ich werde mich in jedem Amt, das ich in meinem Leben haben werde, zu dieser besonderen Verpflichtung bekennen.“ Und weiter heißt es da: „Botschafter in Israel will ich werden!“ Willy Brandt schwieg kurz. Dann blickte er seinem nordrhein-westfälischen Genossen Johannes Rau in die Augen und sagte bestimmt: „Das geht nicht, das will Günther Grass auch!“ Wer hätte das gedacht...

Johannes Rau wusste damals, was bis heute gilt: Nazismus und der Zivilisationsbruch der Schoa gehören zu den ersten Assoziationen, die Israelis bei der Erwähnung Deutschlands haben. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob



Grisha Alroi-Arloser

man nun selbst oder familiär vom Holocaust in Mitleidenschaft gezogen wurde, ob man europäischer oder orientalischer Abstammung ist, eher links oder rechts wählt, gebildet oder weniger gebildet, religiös oder säkular ist. Nur der Umgang mit der Assoziation unterscheidet sich graduell.

Dennoch kann festgestellt werden, dass es einen recht entspannten Umgang mit Deutschland gibt, nicht in Ermangelung erwähnten Assoziationsreflexes, sondern dessen ungeachtet.

Deutsche Besuchergruppen, die ich seit Beginn der 1980er-Jahre durch Israel geführt habe, waren von der Offenheit und Herzlichkeit überrascht, mit denen ihnen als Deutsche begegnet wurde. Häufig erst bei den Abschlussgesprächen eröffnete man mir, dass man befürchtet hatte, „als Deutscher angefeindet zu werden“. Als es nicht dazu kam, war man erleichtert. Israelis nähern sich deutschen Besuchern oft unbeschwerter, als Holländer, Dänen oder Polen. Es hat sich so etwas wie Normalität eingestellt.

Junge Israelis besuchen in großen und wachsenden Zahlen Sprachschulen, um Deutsch zu lernen, weil sie sich beruflich etwas davon versprechen, in Deutschland studieren wollen oder bereits Kontakte pflegen, die vertieft werden sollen.

Berlin ist wohl das beliebteste Reiseziel vieler Israelis und das Goethe-Institut wirbt auf israelischen Autobussen mit einem Bild vom Brandenburger Tor für Sprachkurse in der Stadt: „Kultur erleben – Sprache lernen – komm nach Berlin“. 25.000 Israelis heißt es, leben bereits in der Bundeshauptstadt.

Die Israelis glauben zu wissen, dass sie sich im Grunde auf Deutschland verlassen können, in fast jeder Hinsicht. Die Rolle Deutschlands bei der wirtschaftlichen Festigung des jüdischen Staates ist landläufig bekannt, kaum

eine israelische Stadt unterhält keine Städtepartnerschaft zu mindestens einer Stadt in Deutschland, der Handel blüht. Deutsche Produkte erfreuen sich wachsender Beliebtheit und wenn es einigermaßen friedlich ist, gibt es einen regen Schüler-, Jugend-, Studenten- und Kulturaustausch. Seit 2008 finden gemeinsame Regierungskonsultationen statt, 2014 wurde ein Konsularabkommen vereinbart, nach dem sich israelische Staatsangehörige in Ländern, zu denen Israel keine diplomatischen Beziehungen unterhält, im Notfall an deutsche Auslandsvertretungen wenden können. Beide Länder führen gemeinsame Entwicklungsprojekte auf dem afrikanischen Kontinent aus und Deutschland vertritt noch am ehesten israelische Interessen in der EU. 50 Jahre nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen erweist sich die Formalisierung dieser Beziehungen als überaus gelungen.

Dennoch kann das F der Formalisierung nicht ohne weiteres gegen ein N der Normalisierung ausgetauscht werden. Israelis stellen sogar ab und an die Frage, ob nicht die verfrühte israelische Bereitschaft zur Formalisierung Tür und Tor für eine weit weniger wünschenswerte Normalisierung öffnete. Sie glauben nämlich, dass es im Grunde keine normalen zwischenstaatlichen Beziehungen geben könne, vor allem dann nicht, wenn Normalität das Ende der Einzigartigkeit dieser Beziehungen bedeutet.

Gerade die Schübe an Sympathieverlust, die Israel seit der deutschen Wiedervereinigung, nach dem Ausbruch der Intifada El-Aksa im September 2000, der Operation Gegossenes Blei Ende 2008, der Gaza-Flottille und dem Gaza-Krieg vor einem Jahr in der deutschen Öffentlichkeit erfahren hat, verunsichert die Israelis. Hatte Hendryk Broder Recht mit seiner provokanten Formulierung: „Auschwitz werden uns die Deutschen nie verzeihen?“ Wie sonst sei es zu erklären, fragt man sich, dass gerade in Deutschland Israel mittlerweile als eines der unsympathischsten Länder gilt, dass Deutsche in Israel die größte Bedrohung für den Weltfrieden erkennen und Israel allein für den Konflikt im Nahen Osten verantwortlich machen. Wenn das Normalität bedeutet, dann will man sie auf keinen Fall.

Die große Ambivalenz, die die Sicht der Israelis auf Deutschland noch immer charakterisiert, kann nicht allein auf die deutsche Rolle im finstersten Kapitel jüdischer Geschichte begründet sein. Sie muss zu ähnlich großen Teilen vom Unbehagen der Erinnerung an die totale Macht- und Hilflosigkeit herrühren, denen Juden in der Schoa ausgeliefert waren, ein Bild, das zu einer der sinngebenden Koordinaten israelischen Raison d’Etre wurde und doch am liebsten aus dem nationalen Kollektivbewusstsein ausgeblendet würde.

In den ersten 15 Jahren nach Kriegsende sahen sich Überlebende der Schoa in Israel herber Kritik ausgesetzt, warum die Opfer sich „wie Vieh zur Schlachtbank haben füh-

ren lassen, statt zu kämpfen.“ Erst nach dem Eichmann-Prozess, vor allem aber nach dem 6-Tage-Krieg, begann man, die Gesetz gewordene Erinnerung an die Schoa mit der an den beachtlichen jüdischen Widerstand in den Lagern, den Ghettos und im Untergrund zu koppeln. Nicht nur Deutschland tat sich also schwer mit der eigenen Vergangenheit, auch in Israel wurde 15 Jahre lang lieber geschwiegen; nicht allein ob der Unaussprechlichkeit der Verbrechen, sondern auch, weil der „neue Jude“ nur mit äußerster Beklemmung in die Augenhöhlen seiner entmenslichten Schwäche zu starren vermochte. Die Auseinandersetzung mit dem Täter ist immer auch eine – psychisch belastende – mit der eigenen Opferrolle.

Oft machte ich diese Erfahrung in Begleitung israelischer Jugenddelegationen nach Deutschland. Jeder Bahnhof, jeder Güterzug, jeder Rentner, jeder Schornstein löste kollektive Erinnerungen und oft physisches Unbehagen aus: sind auch hier Juden verladen worden? Haben die Deutschen beim Anblick der Züge weggesehen? War das ein Nazi? Gab es Krematorien inmitten der Städte? Angetan von Sauberkeit und Ordnung, von Freundlichkeit und ziviler Effizienz war man doch gleich wieder alarmiert. Haben sich die Deutschen wirklich geändert? Wie gut, dass wir uns unserer Veränderung gewiss sein können! Wie gut, dass es Israel gibt!

Ich glaube, dass es im Grunde nur wenige Jahre in den deutsch-israelischen Beziehungen gab, in denen beide Seiten gleichermaßen der Überzeugung waren, einen gegliückten Neuanfang gemacht zu haben. Es war die Zeit zwischen der Vorphase des 6-Tage-Kriegs 1967 und dem Ausbruch des Jom-Kippur-Kriegs 1973. Die Jahre davor waren geprägt vom israelischen Misstrauen den Deutschen gegenüber, die Jahre danach von der wachsenden deutschen Enttäuschung, dass Israel der Rolle des David und der eigenen Idealvorstellung des Judenstaates nicht mehr entsprechen wollte.

Dabei schien ein Bild Israels als Vorlage zu dienen, welches Israel selbst geschaffen hatte und das von deutscher Seite nur allzu gern verinnerlicht worden war: wie Phönix aus der Asche war der Staat aus der Katastrophe erwachsen, hatte eine solidarische und gerechte Gesellschaft geschaffen, Wüste urbar gemacht, sich heldenhaft gegen eine arabische Übermacht zur Wehr gesetzt und letztendlich ein ordentliches Stück Europa im Nahen Osten etabliert. Was man daheim in Deutschland nicht mehr zu träumen wagte, in Israel war es Wirklichkeit geworden: funktionierender, demokratischer Sozialismus, Nächstenliebe, Kibbuzim, eine selbstbewusste Gewerkschaftsbewegung, und zur großen Freude sprachen viele der Protagonisten makelloso, wenn auch angestaubtes Deutsch.

Da diese mit berechtigtem Stolz gern gerade Gästen aus Deutschland ihre alt-neue Heimat und die Errungenschaften ihrer Menschen näher bringen wollten, ergab sich rasch eine merkwürdig anmutende Kumpanei: wir zeigen Euch, was Ihr sehen wollt und Ihr sagt uns, was wir hören wollen.

Die junge Bundesrepublik Deutschland stand vor einer schwierigen Aufgabe: Zwar war ein neuer, demokratischer Staat entstanden, kleiner, geteilt, besetzt und geläutert, aber die Menschen waren die gleichen: die Richter, die Beamten, die Lehrer. Man kann wohl eine Regierung oder ein Regime stürzen, das Volk auswechseln kann man nicht. Das Volk bleibt das Volk. Wer also könnte legitim und glaubwürdig die veränderten Verhältnisse in Deutschland in die betroffene Welt tragen? Doch nur jene, denen die Gnade einer späten Geburt zuteil geworden war, die keine persönliche Schuld traf: Die Jugend. (Auch ich empfinde es bis heute als Gnade oder besser schicksalhaften Glücksfall, als Jude in der zweiten und nicht in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Welt gekommen zu sein.)

Und so ging es in jenen ersten Jahren nicht um einen Austausch im heutigen Sinne, ja nicht einmal um Begegnung, sondern vor

allem um die Verbreitung des Bildes vom neuen Deutschen und vom neuen Deutschland. Dies galt übrigens nicht nur für den deutsch-israelischen Austausch, sondern auch für die Begegnungen mit den europäischen Nachbarn.

Hier aber traf sich deutsches und israelisches Interesse: Beide wollten in jener Phase nur wenig von der jüngsten Vergangenheit wissen: Weit wichtiger war es, das Bild des neuen Deutschen dort, des neuen Juden hier, des anderen Deutschland dort, der Errungenschaften des Judenstaates hier zu vermitteln. Sicher, man sollte den anderen kennen lernen, das hehre Ziel der Völkerverständigung verwirklichen, aber beide Seiten wollten um alles in der Welt wieder geliebt oder zumindest gemocht werden. Für die einen war der Liebes- oder Achtungsentzug Ergebnis des Täterseins, für die anderen des 2000-jährigen Opferdaseins. Insofern handelte es sich in den ersten Jahren – und teilweise noch bis heute – weniger um einen wirklichen Dialog, also einen Austausch, sondern mehr um zwei kanonisierende Monologe. Die nationale Scham der Einen vervollständigte den nationalen Stolz der Anderen und umgekehrt.

Ich denke auch, dass die deutsch-israelischen Beziehungen in nicht geringem Maße stellvertretend für die abgebrochenen deutsch-jüdischen geknüpft wurden.

Deutschland ohne Juden war ein ärmeres, langweiligeres Deutschland geworden und der vorsichtig einsetzende Dialog mit Israel war in mancher Hinsicht auch einer mit der eigenen, deutsch-jüdischen Diaspora. Vielfach konnte er in Deutsch geführt werden, denn die Wiedernutzbarwerdung des Deutschen war für viele Jeckes auch ein willkommenes Stück innerer Heimatfindung. Wie wichtig war für sie die deutsche Sprache, wie sehr hatten sie im Sprachexil unter ihrer anfänglichen Sprachlosigkeit gelitten.

Nach zwanzig oder dreißig Jahren des sprachlichen Exils standen ehemalige Berliner, Frankfurter und Kölner im Kibbuz, in Tel-Aviv und Jerusalem plötzlich jungen Deut-



Im Düsseldorfer Landtag, von links: NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft, der israelische Gesandte Avraham Nir-Feldklein, Grisha Alroi-Arloser von der deutsch-israelischen Handelskammer und NRW-Landtagspräsidentin Carina Gödecke.

© Landtag NRW/Bernd Schälte

schen gegenüber und zeigten ihnen ihre neue Heimat. Oft waren es gerade diese ehemaligen deutschen Juden, die ihren Gästen offen und herzlich entgegen traten, ihnen die Scheu nahmen und schon bald ein Gefühl der Familiarität und Freundschaft vermittelten.

Heute kann dies nicht mehr gelten.

Erstens, weil inzwischen eine stetig wachsende jüdische Gemeinde in Deutschland vorhanden ist. Es sind nicht die deutschen Juden von damals, aber es sind Juden in Deutschland. Sich mit ihnen auseinanderzusetzen ist nicht nur möglich, sondern nötig. Sie spielen wieder eine selbstbewusstere Rolle, als noch zu meiner Zeit hier, und sie nehmen mehr und mehr am öffentlichen Diskurs dieser Gesellschaft teil. Insofern entfällt diese Rolle für die Israelis: Kontakte zu und mit ihnen müssen um ihrer selbst willen und nicht als „Ersatzjuden“ geknüpft und gepflegt werden. Zweitens sind auch die alten Jeckes, die Fremdenführer von einst, nicht mehr da. Gespräche können nur noch selten in Deutsch geführt werden, die alte Rollenverteilung gilt nicht mehr.

Dann kam die 68er Generation und sie griff schon 1972/73: Hier ging es um die Verabschiedung von den verabscheuten Werten der Eltern und Großeltern. Einer davon war die bedingungslose, nie hinterfragte Solidarität mit Israel. Man hatte durch die Gnade der späten Geburt seine persönliche Unschuld wieder, Israel hingegen hatte sie im 6-Tage-Krieg gerade verloren. So konnte – zur zusätzlichen Entlastung eines Restgewissens – die Opfer-der-Opfer-Theorie entstehen, die zur Solidarisierung mit den Palästinensern führte.

Unter dem Eindruck der Ölkrise, des Libanonkriegs und der ersten Intifada bröckelte das Bild weiter. Schwermütig wurde von deutschen Freunden die „Orientalisierung“ Israels beklagt, die Verrohung der Sitten, der „Verlust der Unschuld.“ Dann kamen die Equidistanz und immer häufigeres Kopfschütteln über die offensichtlich fehlende Bereitschaft der Israelis, aus der Vergangenheit zu lernen. „Gerade Ihr müsstet doch wissen...“ hieß es in hitzigen Debatten im Rahmen der „Historischen Seminare“ der Gewerkschaftsjugend, und Israelis reagierten trotzig mit „wir sind lieber unbeliebt und lebendig, als beliebt und tot“ und „was soll man machen, die KZs waren eben keine Besserungsanstalten!“ Deutsche bezogen in diesen Diskussionen gern einen universalistischen Blickwinkel auf die Schoa, Israelis hingegen bestanden auf dem partikularistischen. Die Deutschen sagten: „Nie wieder Täter, nirgendwo“, die Israelis „nie wieder wir als Opfer, irgendwo!“

In Deutschland hat sich eine politische Kultur der militärischen Zurückhaltung, des Souveränitätsverzichts und des Multilateralismus entwickelt. Im Land der Opfer wurde im Sinne des Diktums „Nie wieder Auschwitz“ in erster Linie auf staatliche Unabhängigkeit, militärische Stärke und Abschreckung gesetzt. Diese Ansätze sind durch das jeweilige geopolitische Umfeld weiter verstärkt worden. So verwundert es nicht, dass es in den Bevölkerungen beider Länder wechselseitig Unverständnis und Befremden gibt.

Mit der Wiedervereinigung kam ein neues Stück Deutschland dazu. Eines, das zuvor zu den erbittertsten Feinden gehörte, Israel nie anerkannt hatte, sich nicht zur gesamtdeut-



Das Kunstwerk „Tzaphon“ des bekannten israelischen Künstlers Dani Karavan steht vor dem Landtag in Düsseldorf. © Landtag NRW/Bernd Schälte

schen Verantwortung für den Holocaust bekennen wollte und palästinensische Terroristen ausgebildet und finanziert hatte. Insofern war das Ende der DDR „good news.“ Andererseits erkannte man in Israel die Notwendigkeit, sich verstärkt den Bewohnern der neuen Bundesländer zuzuwenden, denn es galt, ein immenses Informationsdefizit und viele Vorurteile auszuräumen.

Zu Beginn machte es den Anschein, dass es ein Replay des deutsch-israelischen Frühlings vom Ende der 60er-Jahre geben würde: Staunen hier, Genugtuung da. Doch musste man rasch feststellen, dass die Halbwertzeiten der Sympathie sich enorm verkürzt hatten, die Sozialisation eine völlig andere war und die Vereinnahmungen der Menschen durch westdeutsche Strukturen und Denkensträger in Sachen Nahost bald Wirkung zeigte. Unverständliche Reaktionen auf den 11. 9., antiamerikanische Ressentiments, das schrille Nein zum Irakkrieg, fremdenfeindliche und antisemitische Ausfälle, sie alle prägten den Blick der Israelis auf Deutschland.

Die Wahrnehmung Deutschlands in Israel ist und bleibt selektiv. Rassistische und vor allem antisemitische Vorkommnisse werden sofort zur Kenntnis genommen, deutsche Außenpolitik auf ihre political correctness überprüft, wobei das als korrekt gilt, was sich mit Israels Interessen in Einklang bringen lässt, vor allem aber wird genau hingehört, wenn es deutsche Kritik an Israel gibt. Fast immer wird dann die Frage nach der Legitimität solcher Kritik an sich gestellt. Natürlich darf es Kritik geben, auch aus Deutschland. Die Frage ist, welches die Motive für diese Kritik sind. Entspringt sie einer ehrlichen Sorge um Israel und seine Menschen oder dient sie nur der Apologetik für eine Distanzierung, die ganz andere Wurzeln hat? Anti-Israëlismus und Antizionismus kann

man leicht definieren, es sind Züchtungen des alten Antisemitismus, denn sie bedeuten die Verneinung des staatlichen Existenzrechts Israels, ganz gleich in welchen Grenzen. Das ist dann eine Frage von Sein oder Nichtsein. Der Staat Israel, egal unter welcher Regierung, gibt den Juden in aller Welt, wo immer sie leben, existenzielle Sicherheit; es ist der sichere Hafen, wenn es irgendwo wieder einmal Gefahr für Juden gibt, so wie in letzter Zeit für eine wachsende Anzahl französischer Juden, die sich in Paris und Marseille nicht mehr sicher fühlen. Wer den Juden diesen sicheren Hafen nimmt, ihn in Frage stellt, der zieht uns den Boden unter den Füßen weg. Das ist antijüdisch, also antisemitisch, und wenn nicht von der Veranlagung, dann zumindest vom Ergebnis her.

Mittlerweile hat man sich zwar daran gewöhnt, dass Kritik aus Deutschland an israelischer Vorgehensweise zum Ausdruck gebracht wird, ohne gleich alarmiert zu sein, aber sobald diese Handlungskritik zur Seinskritik eskaliert (Gedanken an Bi-Nationalität, Recht auf palästinensische Rückkehr, Infragestellung Israels Legitimität per se), tritt unausweichlich die Vergangenheit auf den Plan. Solche Kritik steht am schnellsten unter Antisemitismusverdacht, wenn sie von Deutschen geäußert wird, auch wenn ähnliche Positionen in Israel selbst als durchaus legitim, zumindest diskussionswürdig gelten.

Israelis begegnen Deutschen dennoch offener, als umgekehrt, weil sie ihnen im Normalfall „nur“ Vergangenes entgegenhalten, sich aber dessen bewusst sind, dass es keine persönliche Verantwortung der Nachgeborenen gibt. Deutsche hingegen sind auch einzelnen Israelis gegenüber zunehmend distanzierter, weil sie ihnen kollektive Verantwortung für Gegenwärtiges aufbürden. Das ist deshalb fatal, weil durch das israelische Zugehen bei gleichzeitigem deutschem Zurück-

weichen die Distanz gleich bleibt oder sogar größer wird. Alarmierend sind die Ergebnisse einer Bertelsmann-Studie vom Frühjahr, der zufolge nur 40% der Befragten Deutschen der Auffassung sind, Deutschland habe eine besondere Verantwortung für das jüdische Volk. Rund zwei Drittel – in der Altersgruppe von 18 bis 29 sogar fast 80% – ärgern sich darüber, dass sie immer noch für die Verbrechen an den Juden verantwortlich gemacht werden. 55% wollen endlich einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen.

Unter den Israelis hingegen lehnen 77% einen solchen Schlussstrich kategorisch ab. Fast 75% der Israelis sind der Überzeugung, dass Deutschland gegenüber dem jüdischen Volk nach wie vor eine besondere Verantwortung habe. Andererseits haben über zwei Drittel der Israelis ein insgesamt positives Bild von Deutschland, ein gleich großer Anteil der Deutschen ein negatives von Israel. Die Wurzel des offenkundigen Auseinanderlebens zwischen Deutschen und Israelis liegt darin, dass das deutsche NIE WIEDER ein universalistischer, das hebräische LE'OLAM LO ein partikularistischer Schluss ist.

Welches Bild hatten Juden (übrigens nicht nur sie) vor dem Krieg von Deutschen? Sie seien zäh wie Leder, flink wie Windhunde, hart wie Kruppstahl, militaristisch, hurrapatriotisch, brutal und kontinental schwermütig. Und das Bild vom Juden? Juden waren entworzelte Figuren, vaterlandslose Gesellen, Luftmenschen und im besten Fall „Schokoladensoldaten“. Dann kamen jene 12 Jahre.

Deutsche haben daraus ihre Lehren gezogen: „Frieden schaffen mit immer weniger Waffen“, „Frieden schaffen ohne Waffen“ und „Von deutschem Boden darf nie wieder Krieg ausgehen!“ Das deutsche „Nie wieder“ nahm aber vor allem universale Bedeutung an: Man wolle alles dafür tun, dass so etwas nie wieder irgendwo oder irgendwem widerfährt.

Nicht so die Juden, und hier vor allem die Israelis. Unsere Lehre war eine diametral entgegengesetzte: „Wir können uns auf niemanden, nur auf uns selbst verlassen.“ „Wir müssen uns bewaffnen.“ „Nie wieder werden wir zulassen, dass uns so etwas noch einmal geschieht!“

Nehmen wir nur den abgewetzten Begriff „Land für Frieden“. Deutschland hat auf die Ostgebiete verzichtet und dafür Frieden und Anerkennung bekommen. Israel hat auf die einzige strategische Tiefe – die Sinai-Halbinsel – verzichtet, sich aus dem Südlibanon und dem Gazastreifen zurückgezogen und zum Dank Raketen und weitere Ablehnung geerntet. Jede Seite, Deutsche und Israelis, hat für sich die richtigen Schlüsse gezogen und deshalb versteht sie die andere Seite nicht.

Wie also haben diese so unterschiedlichen Schlüsse sich auf das jeweilige Bild vom anderen ausgewirkt? Befragen wir junge Deutsche, so finden sie die Israelis hurrapatriotisch, militaristisch und brutal. Und die Israelis sehen ihre deutschen Altersgenossen als verweichlicht an, sich ins Europäische flüchtend, pazifistisch, Schokoladensoldaten. So driften wir auseinander. Dem kann nur Einhalt geboten werden, wenn beide Seiten sich immer wieder vor Augen führen, dass unser So-Anderssein Ergebnis des gleichen geschichtlichen Ereignisses in unser beider Historie ist, beide Schlussfolgerungen nach-

vollziehbar, legitim und in sich schlüssig sind. Unsere Kernaufgabe muss daher die Verhinderung des Auseinanderdriftens sein: durch Nähe, durch Vergleich der Lebensplanungen junger Leute in beiden Ländern, durch Besinnung auf gemeinsame Fundamente auch vor 1933 und auf universale Werte, denen sich Israelis letztendlich nicht verschließen! Das deutsch-israelische Verhältnis darf kein Projekt der Eliten sein!

Machen wir uns nichts vor, aber lassen wir uns auch nicht einschüchtern: die Krisen im Beziehungsgeflecht haben im Endeffekt zur Korrektur des Bildes vom Anderen geführt! Libanonkrieg, Intifada, Flottille und Siedlungspolitik dort, Leopard-Panzer, Bittburg, Degussa und antisemitische Ausbrüche während des jüngsten Gazakrieg hier, immer wieder gab es Belastungen der Beziehungen. Gemeinsam war allen Fällen, dass beide Seiten dem Idealbild, das sie von sich verbreitet hatten (und welches von Deutschen überschwänglich, von Israelis nur unter Vorbehalt verinnerlicht worden war), immer seltener entsprechen konnten. Die fortschreitende Entzauberung auf deutscher Seite, die zeitweilige Bestätigung alter Ängste auf israelischer Seite hatten mittelfristig einen durchaus positiven Effekt: Die Ernüchterung, dass Israel einfach nicht mehr nur eine Hora-tanzende, khaki-tragende F1-Generation mit sozialistischem Touch bei 30 Grad im Schatten ist, sondern eine komplexe, multikulturelle Gesellschaft mit tiefen sozioökonomischen Klüften, kulturellen Problemen, Fehlern und Zukunftsängsten, hat das, was an Freundschaft und Empathie Bestand behielt, verlässlicher und krisenfester gemacht.

Und die ehrliche innerdeutsche Auseinandersetzung mit Fragen des Waffenhandels, des Umgangs mit Minderheiten und immer wieder mit der Schoa hat den Israelis gezeigt, dass eine offene, mutig geführte Diskussion oft wichtiger ist, als die trügerische Sicherheit, ohnehin alle richtigen Antworten zu haben.

Es scheint, als ständen beide Seiten ständig auf dem Prüfstand des anderen: Deutschland muss den Israelis beweisen, dass es unumstößlich zum Judenstaat steht, nach allem was war. Tut es das vermeintlich auch nur an-



Schüler aus Münster beim Israel-Tag im Düsseldorf Landtag.

satzweise nicht, dann hat man es ja immer gewusst. Und Israel muss sich dem deutschen Schuldbekenntnis würdig erweisen. Tut es das nicht, kann die eigene Schuld so groß nicht gewesen sein. Beide Pathologien machen deutlich, dass auch 70 Jahre nach Kriegsende und 50 Jahre nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen die deutsch-jüdische Katastrophe die Sicht aufeinander und damit das Verhältnis zueinander maßgeblich mitbestimmt.

Es drängt sich aber die Frage auf, ob die Vergangenheit eine Zukunft hat.

Ich bin davon überzeugt, dass die Schoa das formative Ereignis und die maßgebliche Koordinate eigenen Selbstverständnisses im Verhältnis von Deutschen und Israelis zueinander ist und bleibt.

Ich bin davon überzeugt, dass die partikularistische jüdischen, wie die universalistischen Lehren aus der Schoa eine bedeutende Triebkraft zur Gestaltung der Zukunft beider Gesellschaften und ihres Miteinanders sind.

Ich bin aber genauso davon überzeugt, dass weitere Inhalte entwickelt werden müssen, die wirkliche Gemeinsamkeiten entstehen lassen: Aufzeigen von Ähnlichkeiten der Berufs- und Lebensplanungen in beiden Gesellschaften, die Herausforderung, Freiheit und Sicherheit in Einklang zu bringen, Wirtschaft und Umwelt, Regionalität und Globalisierung.

Ich wünsche mir israelische Freiwillige in Deutschland, nicht nur umgekehrt, viel mehr Hebräischkurse hier, noch mehr Deutschkurse in Israel. Ich wünsche mir deutsche Studenten und Praktikanten in Israel, nicht nur im Kibbutz, sondern in Hightech-Unternehmen und Startups. Ich wünsche mir neue Impulse bei den Städtepartnerschaften, auch in Hinblick auf Chancen wirtschaftlicher Kooperation in den Bereichen der Nachhaltigkeit, der Mobilität, der Sicherheit und der Inkubation junger Unternehmen.

Ich glaube an die Notwendigkeit, möglichst breite Schichten unserer Bevölkerung bei diesen Maßnahmen zu berücksichtigen: Migrationshintergrund hier, Nichtjuden und Religiöse dort.

Ich wünsche mir eine enge Zusammenarbeit im Bereich des Technologietransfers zwischen israelischen Ausgründungen und deutschem Mittelstand. Hier können beide nur gewinnen. Und es wird Zeit für eine Wirtschaftsdelegation aus NRW nach Israel!

Und zum Schluss noch dieses:

Man sagt, Frauen treten in der Hoffnung vor den Altar, dass ihre Männer sich mit der Zeit verändern, während Männer sich beim Ja-Wort heimlich wünschen, ihre Frauen mögen für immer so bleiben, wie an diesem Tag. Vor 50 Jahren war es zwischen Deutschland und Israel wohl ähnlich: Deutsche hofften, dass Israel sich nie verändern würde, und Israelis hegten den Wunsch, dass Deutschland es täte. Es scheint, dass beide Wünsche nicht wirklich in Erfüllung gehen konnten, ganz wie im richtigen Leben. Ist das ein Scheidungsgrund? Wer weiß, Hauptsache, es wird was aus den Kindern, und es geht ihnen gut!

Rede von Grisha Alroi-Arloser, Geschäftsführer der Deutsch-Israelischen Handelskammer (AHK Israel), am 1. Juni 2015 zum ISRAEL-TAG im NRW-Landtag in Düsseldorf.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

It's complicated – Der deutsch-israelische Beziehungsstatus

Dass wir heute auf 50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik zurückblicken, ist keine Selbstverständlichkeit. Unsere freundschaftliche Beziehung zum Staat Israel gilt es fast tagtäglich zu verteidigen. Ob in Politik, Medien, Kirchen, Gewerkschaften oder der Zivilgesellschaft: Der Grat zwischen legitimer, nicht-antisemitischer Kritik an der Politik der israelischen Regierung und antisemitischer Hetze im Gewand des Antizionismus wirkt oft sehr schmal. Nicht selten überwiegt das Zweite.

Es war deshalb richtig, dass wir das Jubiläumsjahr deutsch-israelischer diplomatischer Beziehungen nicht nur auf alte Schwarz-Weiß-Fotos mit Gurion und Adenauer beschränken, sondern den Blick in die Zukunft wagen. Die deutsch-israelischen Jugendbegegnungen in Form von Jugendforen und Konferenzen waren dafür sehr wichtig, weil es dort nicht nur um den Austausch protokollarischer Höflichkeiten ging, sondern um persönliche Erfahrungen, Fragen und Verständnis für die unterschiedlichen Lebenssituationen.

Während wir auf politischer Ebene stets darum bemüht sind, von guten, freundschaftlichen und vertrauensvollen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland zu sprechen, ist die gesellschaftliche Realität eine andere. Während laut einer Erhebung der Konrad-Adenauer-Stiftung rund Zweidrittel der Israelis und die Hälfte der Palästinenser ein positives Bild von Deutschland haben, gibt es ein gutes Bild von Israel laut Bertelsmann-Stiftung nur bei 36 Prozent der Deutschen. Schlimmer noch: 48 Prozent geben vor, eine schlechte Meinung von Israel zu haben. Unter den jungen Menschen von 18 bis 29 Jahren sind es sogar eine Mehrheit von 54 Prozent. Laut dieser Studie der Bertelsmann-Stiftung befürworten 74 Prozent der Israelis und 61 Prozent der Deutschen, dass sich aus der Geschichte eine besondere Verantwortung Deutschlands ergibt. Doch wenn genauer nachgefragt wird, schrumpft auch diese Verantwortung auf eine Phrase zusammen, denn 84 Prozent der Israelis wünschen sich politische Unterstützung im Nahostkonflikt, was dagegen die Hälfte der Deutschen ablehnt. Und 82 Prozent der Israelis wünschen sich deutsche Waffenlieferungen, was wiederum 68 Prozent der Deutschen ablehnen. Deutlich wird dieses komplizierte Verhältnis auch, wenn man vergleicht, dass 77 Prozent der Israelis das deutsch-israelische Verhältnis vom Holocaust beeinträchtigt sehen, während 58 Prozent der Deutschen gerne einen Schlussstrich ziehen würden. Aus Sicht der Bertelsmann-Stiftung werden zwischen Israelis und Deutschen unterschiedliche Schlüsse aus der Geschichte gezogen: Während für die Deutschen, umgeben von Freunden, die Maxime „Nie wieder Krieg“ gilt, ist es für die Israelis, umgeben von aktuellen und ehemaligen Feinden, „Nie wieder Opfer“. Dieses ungleiche Verhältnis ist eine Herausforderung für uns alle, egal, ob wir diese rechts-religiöse Regierung in Jerusalem gewählt hätten oder nicht. Ich gestehe auch offen: Ich habe diese deutsche mitte-rechts Regierung unter Angela Merkel nicht gewählt und ich bin selbst Opfer der homophoben Regierungspolitik, die mir als homosexuellem Mann das Heiraten verbietet und mich zum Bürger zweiter Klasse



Volker Beck, MdB

degradiert. Aus Sicht vieler liberaler Israelis, die beispielsweise nach Berlin zum Feiern kommen, wirkt Deutschland deshalb wie eine ewiggestrige Gesellschaft, denn in Israel wird die Ehe eines gleichgeschlechtlichen Paares voll anerkannt.

Wir müssen deshalb trotzdem nicht so tun, als sei Israels Regierung ein Hort von Frieden und Versöhnung, denn nicht alles ist klug und dem Frieden dienlich, was diese Regierung verantwortet. Mit Blick auf den illegalen Siedlungsbau in der Westbank wäre es deshalb der falsche Anspruch und total kontraproduktiv, so zu tun, als wäre alles prima im Heiligen Land. Das Israelbild in Deutschland wird neben dem oft wenig dem Image förderlichen Regierungshandeln in Israel aber auch in deutschen Schulbüchern falsch geprägt. Wie die deutsch-israelische Schulbuchkommission in diesem Sommer zurecht feststellte, dominiert in deutschen Schulbüchern der Nahost-Konflikt. Dass Israel gleichzeitig die einzige funktionierende Demokratie im Nahen Osten ist, komme dort genauso wenig vor wie ein breites, facettenreiches Bild der Geschichte Israels und der dauerhaften existentiellen Bedrohung. Ob aus den bekenntnisreichen Reden der politischen Elite in Deutschland auch Konsequenzen folgen, wird man auch daran messen können, ob sie beispielsweise etwas an ihren Schulbüchern ändern wird oder so weitermachen wie bisher.

Wenn wir auf das deutsch-israelische Verhältnis blicken, müssen wir auch den Antisemitismus in Deutschland in den Blick nehmen. Denn dieser ist trauriger Alltag, was die Antwort der Bundesregierung auf eine meiner Anfragen belegte. Im Themenfeld antisemitischer Hasskriminalität wurden im vergangenen Jahr 1596 Straftaten (2013: 1275) gezählt. Besonders besorgniserregend und von der Bundesregierung gerne verschwiegen: Die Zahl antiisraelischer Straftaten explodierte in Folge des Gaza-Krieges um das Vierzehnfache: von 41 Fällen 2013 auf 575 Fälle 2014. Von diesen gingen 460 auf das Konto sogenannter PMK-Ausländer und -Sonstige, worunter auch muslimisch beziehungsweise arabisch geprägte Menschen mit und ohne deutschen Pass erfasst werden. Was die Statistik zum Antisemitismus angeht, verzeichnet diese bei »PMK-Ausländer und -Sonstige« ebenfalls einen dramatischen Anstieg.

Hier sind die deutschen muslimischen Verbände und migrantischen Selbstorganisationen in der Verantwortung, dieses Problem aufzuarbeiten. Ausreden gibt es nicht. Der Islam gehört zu Deutschland, also gehört auch die Verantwortung vor der deutschen

Geschichte zum Islam. Die Message ist deshalb klar: Antisemitismus darf in unserem Land genauso wenig toleriert werden wie Homophobie, Rassismus, Muslimfeindlichkeit und Antizionismus, der auch nur eine Form des Antisemitismus ist. Und die Bundesregierung ist in der Pflicht, die muslimischen, arabischen und türkischen Verbände dabei zu unterstützen und Hilfe anzubieten, denn am Handlungsbedarf gibt es keinen Zweifel. Genauso wenig ist es dienlich wenn nicht gar fahrlässig und kontraproduktiv, dass beispielsweise in Bayern die CSU nur für Gymnasien Pflichtbesuche in KZ-Gedenkstätten vorsieht. Die Begründung lässt einem die Haare zu Berge stehen: Viele Schüler aus anderen Schultypen stammten aus Migrantenfamilien, andere hätten »kognitive und emotionale Einschränkungen«, so die CSU. Wer sich so bemüht, Migrantenkinder von der deutschen Geschichte auszugrenzen, darf sich nicht wundern, dass sich diese auch keiner deutschen Geschichte verantwortlich fühlen.

Wenn es Deutschland mit dem Kampf gegen Antisemitismus ernst meint, müssen wir ehrlich sein: Von insgesamt 1596 antisemitischen Straftaten gingen im letzten Jahr 1342 auf das Konto rechtsextremer Täter. Weitere 34 Taten kamen von Links. Deshalb wäre es zu einfach, in den Chor mit einzustimmen, dass beim Antisemitismus das Problem die Migranten seien, mit denen der Antisemitismus nach Deutschland einwandere. Diese Sicht ist ideologisch verkürzt, wenn nicht gar ein perfider Versuch deutscher Schuldumkehr nach dem Prinzip: antisemitisch sind die Anderen. Statt mit dem Zeigefinger nur auf eine Gruppe zu zeigen oder Probleme schönzureden, müssen wir einen Blick für das Ganze entwickeln. Schon lange wissen wir, dass jeder fünfte Deutsche latent antisemitisch ist. Das Problem besteht also nicht nur an vermeintlich politisch extremen Rändern, es zieht sich durch alle Teile unserer Gesellschaft.

Wir stehen vor gewaltigen Herausforderungen: sowohl in Deutschland, in Israel als auch in unseren Beziehungen untereinander. Um mit einem Lichtblick zu schließen, möchte ich noch auf eine weitere eine Anfrage von mir an die Bundesregierung verweisen. Zwischen 2005 und 2013 hatten wir einen positiven Wanderungssaldo für Deutschland in den Ein- und Auswanderungsbewegungen zwischen Israel und Deutschland. Fast 14.000 Menschen sind in der Zeit von Deutschland nach Israel gegangen und fast 18.000 kamen von Israel nach Deutschland [Zahlen für die Wanderungsbewegungen des Jahres 2014 liegen frühestens im September 2015 vor]. Es ist zwar nicht alles gut, es könnte aber schlimmer kommen. Für die nächsten 50 Jahre wird uns die Arbeit nicht ausgehen.

Volker Beck, MdB

Vorsitzender der deutsch-israelischen Parlamentariergruppe im Bundestag, Innen- und religionspolitischer Sprecher der Grünen im Bundestag

Volker Beck erhält den Leo-Baeck-Preis 2015 des Zentralrats der Juden in Deutschland. Siehe dazu auch die Meldung auf den Kulturseiten, Seite 12.

Das Bild Deutschlands in Israel

Impressionen nach einem Jahr

Es gibt einen schönen Essay von Friedrich Dürrenmatt über eine Reise nach Israel. Für den Autor sind Auftritte in zahlreichen Städten des Landes vorgesehen. Vor der Abreise bereitet er einen Vortrag vor. Nach dem ersten Auftritt ist er unzufrieden. Die ganze Nacht schreibt er den Redetext um. Am Morgen, so scheint ihm, hat er eine bessere Fassung produziert. Doch die Erfahrungen am zweiten Ort lassen ihn abermals zum Text zurückkehren. Dies wiederholt sich auch bei der dritten Station. Neue Einblicke zwingen ihn dauernd zu neuerlichen Revisionen. Am Ende der Reise hat er seinen Vortrag auf jeder einzelnen Etappe umgeschrieben.

Neuer Blick

Mittlerweile bin ich ein Jahr in Israel, und auch ich muss dauernd meine Auffassungen überarbeiten. Aber dieser Artikel soll ja glücklicherweise eine recht konkrete Frage beantworten. Welche Haltung haben Israelis zu Deutschland? Um es gleich vorwegzunehmen: eine ausgesprochen positive. Eine Haltung, die mich beeindruckt. Und berührt. Und hilflos macht.

Fraglos spielt die Zeit hierbei eine Rolle. Nicht, dass sie die Wunden der Schoa heilte. Die können nämlich nicht geheilt werden. Aber neben diesem monströsen Narrativ beginnt doch ein anderes zu treten, das sich aus anderen Erfahrungen speist.

Da ist die Choreographin, deren Großeltern verschiedene Konzentrationslager überlebt haben. Lange nach Ende des Krieges führen sie zusammen mit ihren Kindern in die Schweiz und fotografierten ihre Füße direkt diesseits der Grenze zu Deutschland: nie wieder dorthin. Die Choreographin sagt mir, dass sie sie versteht. Aber selbst anders empfindet. „Deutschland ist derzeit eines der freiesten Länder. Ich arbeite häufig dort.“ Sie hat sogar einen deutschen Freund. Was denn die Familie dazu sage? „Das erste Treffen war für alle Beteiligten schwer. Aber inzwischen mögen sie ihn sehr gern.“

Da ist der Kreative, der mehrere Jahre in Berlin gelebt hat. „In Berlin fragt dich keiner, wer du bist und woher du kommst.“ Dass das eine recht eingeschränkte Wahrnehmung sei, wende ich ein. Er zuckt mit den Schultern. „So hab ich’s erfahren. Hier in Israel bin ich die ganze Zeit jemand. Ahkenasi oder Sepharde. Religiös oder säkular. Jude oder Araber. Links oder rechts.“

Zur Eröffnung des deutsch-israelischen Jahres anlässlich der 50-jährigen diplomatischen Beziehungen ist Präsident Reuven Rivlin gekommen. Er steht auf der Veranda der Residenz des deutschen Botschafters und hält



eine Ansprache. „Vor fünfzig Jahren war ich einer der Anführer der Proteste gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen.“ Ich nicke unwillkürlich. Wäre ich auch gewesen, denke ich. „Und heute“, fährt Rivlin verschmitzt fort, „bin ich froh, dass wir uns damals nicht durchgesetzt haben.“

Die Verschwindende Wand

Unsere Installation auf der Jerusalemer Buchmesse ist eine große Attraktion. In einem etwa fünf Meter breiten und zweieinhalb Meter hohen Rahmen befindet sich ein Gitter aus Plexiglas, in dem sechstausend Holzklötze stecken. Diese sind mit deutschen Zitaten von Dichtern und Denkern aller Art bedruckt, im Original wie auch in hebräischer und arabischer Übersetzung. Die Klötze selbst sind zum Mitnehmen. Ein schöner Anblick, wie die vielen Leute allen Alters die Zitate lesen und darüber diskutieren. Nach einem Tag ist die Wand bereits leer. Fania Oz-Salzberger hat zur Podiumsdiskussion zwei der Klötze mitgebracht. „Dieses Zitat beschreibt die Empfindungen meines Vaters“. Sie hält Heines Denk-ich-an-Deutschland-in-der-Nacht hoch. „Mein Vater besucht häufig seine deutschen Freunde. Aber nachts, nachts in Deutschland, da kann er nicht schlafen.“ Ihr gehe das nicht so. Sie nehme in Berlin mehr wahr als die Jahre des Terrors. Sie spüre auch die 20er Jahre, das neunzehnte Jahrhundert. Auch die Sprache ist für sie offensichtlich nicht mit negativen Assoziationen besetzt. „Sprache kann der letzte Hort der Freiheit sein“. Ein Zitat von Heinrich Böll. Das ist ihr Klotz.

Die deutsche Sprache. Bis vor kurzem wurde sie, von ein paar Arbeitsgemeinschaften abgesehen, nicht an israelischen Schulen unterrichtet. Jetzt soll es Deutsch sogar als Wahlfach geben. Unsere Sprachabteilung macht Werbung in der Tel Aviver Universität. Aus der Zentrale des Goethe-Instituts, die Sprachmaterialien aller Art zur Verfügung stellt, haben wir eine Ausstellung übernommen, die in Form der sechszwanzig Buchstaben des Alphabets eine mild-ironische Einführung gibt. Deutschland für Anfänger, so der Titel. Ich kann nicht sagen, dass ich mit allem, was da steht, glücklich bin. Aber was soll’s. Unterm Strich kann man so etwas schon machen. Dieser Meinung ist der Demonstrant im Eingangsbereich nicht. Er hält ein Plakat in die Höhe, auf das er Reproduktionen von Fotos der Leichenberge aus den Konzentrationslagern geklebt hat. Keiner schenkt ihm Beachtung. Ich gehe zu ihm. Er ist etwa dreißig Jahre alt. Woher ich komme, will er wissen, und ob ich Jude sei. Wir beginnen uns zu unterhalten. Wobei: eigentlich redet nur er, und er redet über alles Mögliche. Vieles von dem, was er sagt, empfinde ich als chauvinistisch. Ich

versuche dagegenzuhalten. „Hör auf“, fällt er mir ins Wort. „Hör bloß auf mit deinem Habermas-Gesülze. Ich hab sie alle gelesen, deine linken Idole, und ich sag dir eins: nur weil euer Nationalismus in der Katastrophe endete, heißt das nicht, dass jetzt keiner mehr Nationalist sein darf. Oder wollt ihr schon wieder bestimmen, wo’s entlang geht?“ Das Gespräch hat mich aufgewühlt. Auf dem Weg nach Hause spreche ich lange mit einem israelischen Freund darüber. „Vergiss es einfach“, sagte der. „Eine Ausstellung wie diese machen, das heißt doch nicht, die Schoa relativieren. Aber mit so einem kannst du nicht diskutieren. Das bringt absolut nichts. Übrigens: vor zwanzig Jahren hätte eine solche Ausstellung hier überhaupt nicht gezeigt werden können. Die Zeiten haben sich geändert.“

Humor

Mein Lieblingsprojekt machen wir zusammen mit Etgar Keret, einem der witzigsten und ernsthaftesten Schriftsteller überhaupt und zudem ein unglaublich lebenswerter Mensch. Sein Vater überlebte die Nazizeit sechshundert Tage in einem Erdloch, seine Mutter das Warschauer Ghetto. Als wir uns wieder einmal im Projektteam treffen, mache ich irgendeinen Vorschlag, der ziemlich dämlich gewesen sein muss. Alle reden laut auf mich ein. Schließlich wird es wieder ruhig.



Da sagt Etgar mit spitzbübischem Grinsen: „So ist das eben. Ihr Deutschen zahlt Geld. Und wir Juden schreien euch trotzdem an.“ „Und wenn ich dich anschreien will?“ „Vorsicht“, antwortet Etgar, und sein Grinsen wird noch breiter. „Ich bin second generation. Meine Eltern sind Überlebende.“ Dann bricht er in lautes Lachen aus. Ich zögere. Und ja, dann lache ich mit.

Postscriptum: Nach einer kürzlich durchgeführten Erhebung haben 70% der Israelis ein positives Deutschlandbild. Umgekehrt gilt dies nicht: nur 35% der Deutschen assoziieren Israel positiv. Dieser Wert hat sich seit den Neunzigerjahren kaum verändert.

Dr. Wolf Iro, Leiter Goethe-Institut Israel

Originalveröffentlichung: *Jewish Voice from Germany, Supplement 50 Years Diplomatic Relations Germany-Israel, Issue No 14, May 2015*

Copyright: Goethe-Institut e. V., Internet-Redaktion. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.



Die Wahrheit musste ans Licht

**Die Rolle des Fürstentums Monaco unter dem Vichy-Regime
Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu**

Hat das Fürstentum Monaco während des Zweiten Weltkriegs mit Nazi-Deutschland kollaboriert?

Nach drei Jahren Forschungsarbeit hat ein Expertenteam, dem u.a. der Nazi-Jäger Serge Klarsfeld sowie der Historiker und Chefarchivar des monegassischen Fürstenpalastes, Thomas Fouilleron, angehören, endlich den Schleier um dieses dunkle Kapitel in der Geschichte des Kleinstaates gelüftet.

Bereits 1991 hatte der Anwalt und Schoa-Historiker Klarsfeld in einem an den damals herrschenden Fürsten, Rainier III. gerichteten Schreiben den Wunsch geäußert, die Aufmerksamkeit auf das Gedenken der während des Zweiten Weltkriegs in Monaco verhafteten und deportierten Juden zu lenken: „1991 habe ich Fürst Rainier angeschrieben, um ihm die Idee einer Gedenkstele für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus zu unterbreiten. Er hat nicht nur die Idee akzeptiert, sondern die gesamten Kosten ihrer Umsetzung übernommen.“

Erschütternde Erkenntnis

Zügig voran treibt die Auseinandersetzung mit dem Tabu-Thema jedoch vor allem sein Sohn und Nachfolger Fürst Albert II., indem er 2011 die Studie zur Rolle seines Landes in jenen Jahren in Auftrag gibt. Bis zu der im Februar d. J. abgeschlossenen und veröffentlichten 25 Seiten umfassenden Arbeit schien niemand genau zu wissen, was damals geschehen war.

Umso mehr lässt ein Teil des Forschungsergebnisses erschauern:

1941 werden in dem knapp zwei Quadratkilometer umfassenden Zwergstaat 250 Juden (davon nur ein einziger monegassischer Staatsbürger) zahlenmäßig offiziell erfasst.

Zwar werden „nur“ 10 der 250 (4%) verhaftet und sterben in der Deportation. Dass es nicht mehr sind, verdanken die übrigen 240 laut zahlreichen in der Studie angeführten Zeugnisaussagen der „liberalen und humanen Politik der monegassischen Regierung, insbesondere des damaligen Staatsministers (entspricht der Funktion eines Premierminis-

ters, Anm. d. Red.), sowie des seinerzeit herrschenden Fürsten Louis II.“.

Monaco gilt also zunächst als eines der letzten Refugien für jüdische Bürger innerhalb Europas. In der „schwärzesten“ Nacht vom 26. zum 27. August 1942 jedoch hält sich eine unbekannte Anzahl von erst einige Tage zuvor aus dem benachbarten Südfrankreich geflohenen Juden im Fürstentum auf. Bei einer Razzia werden 66 von ihnen verhaftet, 45 von ihnen, darunter ein fünfjähriges Mädchen, von Nizza aus deportiert; weitere 31 anlässlich einer erneuten Massenverhaftungswelle 1944 durch die Gestapo während der deutschen Besatzung. Auf monegassischem Boden hat es demnach zwischen 1942 und 1944 insgesamt 76 Verhaftungen gegeben. Ferner werden 16 in Monaco ansässige Juden außerhalb des Fürstentums verhaftet und verschleppt. Prozentual sind die Verhaftungen durch die unbekannte Gesamtzahl der Geflüchteten – vermutlich befanden sich unter ihnen auch Personen ohne Aufenthaltsgenehmigung – nicht zu beziffern.

Um dieses Zahlenmaterial, welches künftig auch in die Schulbücher über Monacos Geschichte einfließen soll, zusammenzustellen, hat das Forscherteam sowohl in mongassischen, als auch in französischen und deutschen Archiven recherchiert.

Monaco zwischen Kollaboration und Opposition

Die spätere Ambivalenz im Umgang mit der jüdischen Bevölkerung des Fürstentums spiegelt das von jeher und bis heute zwiespältige Verhältnis zwischen Monaco und seinem mächtigen Nachbarstaat Frankreich drastisch wider und ist zugleich in ihm begründet.

Zahlreiche Juden flüchten ab Juli 1940, als Pétain an die Macht kommt, nach Monaco, um so, wie sie hoffen, der antisemitischen Gesetzgebung des französischen Staates zu entgehen. So bezeugt der einem Lager in Oberschlesien entflohenen und 1942 in Nizza gestrandete Ignacy Honig: „Natürlich glaubten wir, es gäbe in Monaco keine Verhaftungen, da es ja ein Fürstentum war!“

Was bis 1941 im Großen und Ganzen noch galt, gilt indes ab dann nur noch bedingt: Vom 1. Juli 1941 an übt das Vichy-Regime durch eine entsprechende Verordnung massiven Druck auf die monegassische Regierung aus, repressive Maßnahmen gegenüber geflüchteten Freimaurern und Juden zu ergreifen.

Dabei beruft sich Frankreich auf einen 1918 geschlossenen bilateralen Vertrag, dessen Artikel 1 vorsieht, dass „das Fürstentum die militärischen, politischen und wirtschaftlichen Interessen Frankreichs zu vertreten habe“. In der Tat genießt das Fürstentum den Status eines französischen Protektorats. Dennoch berufen sich die monegassische Regierung und das Parlament auf ihre Souveränität und lehnen die französischen Maßnahmen zunächst ab. Folglich setzt der damalige Staatschef, Fürst Louis II., auch wenn ihm eine gewisse persönliche und ideologische Sympathie für den Marschall Pétain nachgesagt wird, das Gesetz nur schleppend und, wie Klarsfeld bestätigt, „in abgemilderter Form“ um. So werden beispielsweise Freiberufler und Selbständige von der Verordnung ausgenommen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die antijüdischen Maßnahmen später und schwächer als im Vichy-Frankreich gegriffen haben, es sie jedoch zweifelsohne gab.

Massenverhaftung ohne Zustimmung des Staatsoberhauptes

Dass die Massenverhaftung in der berüchtigten Nacht vom 26. zum 27. August 1942 dennoch stattfand, sei, so die Schlussfolgerung der Forschungsarbeit, vorrangig, wenn nicht gar ausschließlich dem Übereifer eines karriereorientierten französischen Regierungsrates namens Albert Bernard geschuldet, der darüber hinaus seine Kompetenzen überschritten habe.

Laut dem Expertenbericht sind sowohl der Fürst selbst als auch der Staatsminister, ohne welchen derartige Entscheidungen ansonsten niemals getroffen werden, zu diesem Zeit-



Monaco



Fotos: Philippe Rigazzi

punkt abwesend und offenbar nicht auf dem Laufenden.

Da seit Mitte Juli nicht allein in der Besatzungszone, sondern zusätzlich in allen Departements der Freizone, zu der das Departement „Alpes Maritimes“ mit der Hauptstadt Nizza gehört, Verhaftungen durchgeführt werden, flüchtet in diesen Tagen ein Großteil der dort ansässigen Juden nach Monaco, viele von ihnen in Hotels. Dies wiederum veranlasst den Präfekten des Departements, den französischen Generalkonsul anzuweisen, die Verhaftungen auf das Fürstentum auszuweiten. Die Verhafteten werden großenteils zurück nach Nizza gebracht, von dort aus weiter in das Konzentrationslager Drancy unweit von Paris überstellt und von dort in die Vernichtungslager Osteuropas transportiert.

Die naheliegende Frage, ob der Fürst sich gar in weiser Voraussicht absichtlich auf seinen Landsitz zurückgezogen habe, um den Geschehnissen ihren Lauf zu lassen, oder ob er sich, wäre er anwesend gewesen, der Anweisung Frankreichs entgegengestellt hätte, wird im Rapport eher wohlwollend beantwortet: „Fürst Louis II. ist zu dieser Zeit bereits betagt und der franko-monegassische Vertrag von 1918 lässt keinen Spielraum. Der Fürst muss die Dinge dulden. Weder der Staatsminister, Emile Roblot, zur fraglichen Zeit ebenfalls auf Sommerurlaub, noch der Fürst konnten voraussehen, was sich abspielen würde.“

Was demgegenüber Unbehagen erzeugt ist die Tatsache, dass nach der Massenverhaftung nachweislich niemand auf monegassischem Staatsgebiet strafrechtlich verfolgt wird, nicht einmal der hohe Beamte Bernard.

Monegassische Polizei nicht übereifrig

Was die monegassische Polizei betrifft, so legt sie laut Sachverständigenbericht keinen sonderlichen Eifer an den Tag, sondern spielt vielmehr lediglich eine Vollstreckerrolle. Zwar beteiligen sich 1942 Sicherheitskräfte an Verhaftungen, jedoch auf Befehl der Vichy-Regierung. 1944 hingegen – Monaco

befindet sich inzwischen unter deutscher Besatzung – begleiten sie die Gestapo, wiederum auf deren Anordnung, nehmen jedoch keine eigenständigen Verhaftungen vor. Einige Polizisten hätten sich sogar manchen Verhaftungen widersetzt, laut Aussage des zur Forschergruppe zählenden stellvertretenden monegassischen Polizeipräsidenten, Richard Marangoni, der jedoch versichert, „die monegassische Polizei keineswegs reinwaschen zu wollen“.

Das Forscherteam, welches seinerseits bestätigt, dass es unter den Polizisten selbst einzelne Widerstandskämpfer gegeben hat, die u.a. einigen Juden zu falschen Papieren verholfen und ihnen geheime Informationen verschafft hätten, ist in diesem Zusammenhang auch auf ein Dokument gestoßen, in welchem die monegassische Regierung schreibt: „Sie könne sich den Verhaftungen nicht widersetzen, lehne es jedoch ab, ihre Polizisten als Gehilfen zur Verfügung zu stellen. Indes müssten ein Kriminalkommissar und Polizeinspektoren die deutschen Offiziere begleiten und die Aktionen protokollieren.“

Allerdings gründen die Nazis 1942 mit Unterstützung der monegassischen Behörden den Sender Radio Monte Carlo, ein effizientes Propagandaorgan.

Entschädigung für geraubtes jüdisches Eigentum

Zur Aufarbeitung der Vergangenheit seines Landes, die Fürst Albert II. offensichtlich am Herzen liegt, hat er, neben dem Auftrag, die vorliegende Studie zu erstellen, noch eine weitere Initiative ergriffen:

Bereits 2006 ruft der Souverän, der sich mit seiner Gattin, Fürstin Charlene, 2012 bei einem offiziellen Polenbesuch auch nach Auschwitz-Birkenau begeben hat, eine Kommission zur Hilfe für Raubopfer ins Leben. Die Aufgabe des Ausschusses besteht darin herauszufinden, ob nach Monaco geflüchtete jüdische Familien während des Zweiten Weltkrieges beraubt wurden, um sie gegebenenfalls für erlittene materielle bzw. finanzielle Verluste zu entschädigen.

Von bisher 15 eingegangenen Anträgen hat das Gremium 8 stattgegeben, 3 abgelehnt, die übrigen werden noch geprüft, wobei die Kommission (Commission d'assistance aux victimes de spoliations, abgekürzt CAVS) betont, „die Anträge würden mit wohlwollender Großzügigkeit behandelt“. Dies überrascht kaum angesichts der Tatsache, dass als ihr Präsident Jacques Wolzok fungiert, welcher, damals 7-jährig, mit seinem Vater, einem in Monaco niedergelassenen russischstämmigen Zahnarzt, dank einer Vorwarnung der Verhaftung am 27. August entkommen konnte.

Die bislang zugesprochenen Entschädigungssummen betragen jeweils zwischen 20.000 und 390.000 Euro.

Angestoßen hat die fürstliche Initiative vermutlich ein Jahr zuvor Jean Geismar, ein damals 76-jähriger Belgier, der den Kleinstaat im Zusammenhang mit der Deportation seiner Tante und seines Onkels, Alice und Albert Samdam-Gugenheim, verklagt hatte. Das wohlstuierte Ehepaar hatte sich nach der deutschen Besetzung Belgiens mit einem Vermögen in Monaco niedergelassen, das heute in etwa einer Million Euro entspräche. Im April 1944 werden beide Personen verhaftet. Wo ist das Geld verblieben? Geismar stellt erfolglos Untersuchungen an und stirbt kurz darauf. Die CAVS betreibt seine Recherchen weiter.

Keine Gerechten unter den Völkern

„Gab es im Fürstentum Gerechte unter den Völkern?“ wurde Archividirektor Thomas Fouilleron in einem Interview gefragt. „Es gibt keine, jedenfalls bisher. Hauptziel der Expertengruppe war es, die Deportationen aufzuklären und nicht so sehr, logischerweise diskret erfolgte wohltätige Aktionen in den Vordergrund zu stellen. Es gilt abzuwägen, ob private „Beschützer“ die von Jad Waschem aufgestellten Kriterien als „Gerechte“ erfüllen. Eine weitere Etappe würde also darin bestehen, so viele Zeugenaussagen wie möglich zu sammeln, diesmal nicht über Verhaftungen, sondern über „Schutzaktionen“.

Ohne Juden kein „Pain au chocolat“

Wer auf der Terrasse eines typischen französischen Cafés frühstückt, den wird der Kellner fragen, ob der Gast eine „tartine“ (Baguette mit Butter und Konfitüre), ein Croissant oder ein „pain au chocolat“ wünsche. Dass er letztere, aus mit schwarzer Schokolade gefülltem Blätterteig bestehende Köstlichkeit jüdischem Know-how verdankt, dürfte weder ihm noch dem Caféhausbesucher bekannt sein.

„Nachdem sie es waren, die im 17. Jahrhundert die Schokolade in Frankreich eingeführt hatten, wurden die Juden von Bayonne just von denjenigen aus der Schokoladenindustrie verdrängt, die alles von ihnen gelernt hatten“, erklärt Jean-Michel Barate, Präsident der Schokoladenakademie und Inhaber der Schokoladenfabrik Daranatz in der südwestfranzösischen Kleinstadt nahe der spanischen Grenze.

Kürzlich verwandelte sich diese nämlich unter der Ägide des „Klubs der Schokoladenknab-

berer“ zwei Tage lang in einen Wallfahrtsort für Liebhaber der süßen Versuchung, mit Berücksichtigung der Herstellungsstätten und Verkostung.

Eine der Botschafterinnen des Events ist die auf jüdische Geschichte spezialisierte Historikerin und Schriftstellerin Michèle Kahn.

In ihrem Roman „Kakao“ erzählt sie die Geschichte einer jüdischen Familie im Bayonne des 17. Jahrhunderts, welche sich gegen eine antisemitische Gilde von Schokoladenfabrikanten zur Wehr setzt, die versucht, die jüdische Gemeinschaft aus dem Schokoladenhandel auszuschließen.

Bevor die Franzosen den Genuss des Kakaos entdeckten, hatte Columbus ihn aus Amerika nach Spanien importiert.

„Wir wissen nicht viel darüber, wie die Juden begonnen haben, in Amerika Kakaohandel zu betreiben. Ich denke, dass einige den Atlantik mit dem Eroberer Cortés überquert und sich dann ihre Beziehungen innerhalb

der jüdischen Gemeinden in Europa zunutze gemacht haben“, so Kahn.

Nachdem 1492 ein Edikt die Vertreibung der Juden anordnete und 1536 die portugiesische Inquisition stattfand, suchte ein Teil von ihnen an der spanischen Grenze Frankreichs, u.a. in Bayonne, Zuflucht.

1550 erhielten die konvertierten Juden, bzw. „neuen Christen“, Niederlassungsrecht und brachten Werkzeug und Fachwissen zur Schokoladenverarbeitung nach Bayonne, das sie den dortigen Arbeitern vermittelten, sowie ihre Kontakte in die Neue Welt. Kurz darauf wurde die Gilde eingeführt.

Heute bleiben etwa 200 in der Gegend versprengte jüdische Familien übrig, obwohl, wie Kahn schließt, „die Schokolade, wie wir sie heute kennen, wahrscheinlich nicht existiert hätte und in jener Geschichtsperiode nicht nach Europa gekommen wäre ohne die Rolle der spanischen und portugiesischen Juden im internationalen Kakaohandel“. *GPN*

Hat Vichy französische Juden gerettet?

Brisante These in Eric Zemmours Bestseller „Der französische Selbstmord“

Der größte französische Verkaufsschlager im letzten Herbst erinnert an den Erfolg von Thilo Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ vor vier Jahren. Sein Titel: „Der französische Selbstmord. Die 40 Jahre, die Frankreich aufgelöst haben“.

Der aus Algerien stammende Autor Eric Zemmour, Schriftsteller, bis 2009 Journalist bei der konservativen Tageszeitung „Le Figaro“ und bis Ende 2014 Fernsehmoderator eines politischen Debattierklubs, welchen der Sender wegen islamophober Äußerungen Zemmours in einem Interview kurzerhand absetzte, behandelt in seinem in Kapitel aufgeteilten Essay Ereignisse ab 1970, die seiner Meinung nach zum langsamen Zerfall des Landes beigetragen haben.

Verantwortlich für diese Entwicklung macht er die Tatsache, dass die französische Elite unter dem Einfluss der 68er schrittweise die Kontrolle über Wirtschaft und Einwanderung aufgegeben habe.

Pétain rehabilitiert?

In einem Kapitel, das der Autor dem Buch des Historikers Robert Paxton über das Vichy-Regime widmet, schreibt er: „Vichy paktiert mit dem Teufel. Es handelt mit den Deutschen und sagt: „Wir geben euch die

ausländischen Juden, und ihr lasst im Gegenzug die französischen Juden in Ruhe“.

An diesem Kapitel hat sich unter Frankreichs Intellektuellen eine wilde Polemik entzündet mit dem Vorwurf, Zemmour rehabilitiere mit seiner These, Pétain habe nicht französische Juden geopfert, um Franzosen zu retten, den Letzteren.

So bestreitet etwa Paxton selbst, dass der Marschall nach dem Prinzip nationaler Präferenz differenziert habe. Der renommierte Historiker und Politologe Jacques Sémelin seinerseits, wie auch sein Kollege Serge Berstein räumen zwar ein, dass in Frankreich proportional mehr Juden als in anderen Ländern überlebt haben, sie wehren sich jedoch gegen Zemmours „Fehlinterpretation der historischen Tatsachen“ und gegen eine „Instrumentalisierung des Zahlenmaterials zu ideologischen Zwecken“ (Sémelin).

Multikausalität

Sich auf Léon Poliakovs Theorie von der Multikausalität historischer Ereignisse und Prozesse berufend, werden u.a. folgende Ursachen für das oben genannte Faktum angeführt:

Erstens habe die Dimension des Landes eine Rolle gespielt. Anders als etwa Belgien und

Holland habe Frankreich Grenzen zu Ländern besessen, in die es möglich war zu fliehen, sowie eine Freizone.

Ferner sei Frankreich durch die französische Revolution das erste Land in Europa gewesen, dessen jüdische Bürger sich emanzipieren konnten, was dazu führte, dass sie seit mehr als einem Jahrhundert in der republikanischen Gesellschaft integriert waren und teilweise Familienmitglieder in der Freizone lebten.

Schließlich könne man, so Sémelin, trotz unbestreitbar existierender antisemitischer Vorurteile, Teilen der französischen Bevölkerung zahlreiche Aktionen des sog „Mikrowiderstandes“ zuschreiben.

Für Serge und Arno Klarsfeld ist es nicht Vichy, das Juden gerettet hat, sondern es seien, wie selbst Pierre Laval, der Architekt der „Collaboration“ mit den Deutschen, zugegeben habe, die Kirchen und die Franzosen.

Was die Instrumentalisierung der These Zemmours anbelangt, so entspricht sie m. E. nicht seiner Absicht. Er vermag indes nicht zu verhindern, dass sie besonders dem rechtsextremen Front National lang ersehnte Argumente liefert, um sich von seiner „Erb-sünde“, dem strukturellen Antisemitismus, freizusprechen.

GPN

Zeitgenössischer Proust:

Literaturnobelpreis für Patrick Modiano

Patrick ... wer?

Selbst unter französischen Lesern dürfte diese Frage häufig gestellt worden sein, als mit dem Romancier Patrick Modiano am 9. Oktober 2014, sechs Jahre nach Jean-Marie Gustave Le Clézio, zum fünfzehnten Mal der Literaturnobelpreis an einen Franzosen ging. Während der Amerikaner Philip Roth, ewiger Favorit, einmal mehr übergangen wurde, erfährt der überraschend Prämierte nicht allein im französischen Feuilleton durchweg positive Resonanz. So Sebastian Hammel-ehle, Kulturredakteur bei Spiegel online: „Die beste Wahl seit Jahren“.

Unter deutscher Besatzung

Dass Modiano zwar in literarischen Zirkeln längst etabliert ist, beim breiten Publikum jedoch noch zu den Geheimtipps zählt, mag eher an seinem zurückhaltenden Wesen liegen und daran, dass er selten in den Massenmedien auftaucht denn an der Thematik und dem Erzählstil seiner Bücher. Seine fein geschnittene, nuancierte, stellenweise kaum greifbare Sprache lässt sich zudem nur schwer mit den audiovisuellen Medien vereinbaren.

1945 in der Nähe von Paris nach der deutschen Besatzung geboren, zieht sich dieses Thema seit Ende der Sechzigerjahre fast schon obsessiv durch sein ca. dreißig Romane umfassendes Werk, in seinen stetig

wiederkehrenden Ausprägungen: Identitätssuche, Abschied, Verschwinden, Tod, Vergangenheit, Erinnern und Vergessen..., dies alles verbunden mit dem Unvermögen, die gesellschaftlichen Ereignisse und Entwicklungen zu begreifen und ihnen einen Sinn abzugewinnen.

Proust der Moderne

Bereits das 1968 erschienene Erstlingswerk „Place de l'Étoile“, das gleichsam in einer Bildabfolge fiktive Schicksale von Juden im besetzten Paris Revue passieren lässt, fand bei Literaturkritikern Beachtung. Seither, besonders jedoch seit der Veröffentlichung von „Die Gasse der dunklen Läden“ 1978, welche ihm die mit dem Georg-Büchner-Preis vergleichbare begehrteste französische literarische Auszeichnung einbrachte: den „Prix Goncourt“, wird er in die Nähe Marcel Prousts gerückt.

Modiano verengt Prousts Suche nach der verlorenen Zeit jedoch auf die intime Suche nach der verlorenen Jugend.

Besonders in seiner 2005 am stärksten autobiografisch geprägten Schrift „Ein Stamm- baum“ verarbeitet er in einer Art Autofiktion diesen Lebensabschnitt, der geprägt war von abwesenden Eltern, einem Vater, der undurchsichtigen Geschäften nachging und zu welchem Patrick den Kontakt abbrach, vom Leben in wechselnden Internaten, dem Tod

seines im Alter von neun Jahren an Leukämie erkrankten Bruders Rudy...

Dass der unverkennbar psychoanalytische Ansatz nicht in larmoyantem Narzissmus ausartet, u.a. durch die Technik des beobachtenden, distanzierten Erzählers, ist ein großes Verdienst des Autors, der sich keiner literarischen Modeströmung unterwirft.

„Ich schreibe eigentlich keine Romane im klassischen Sinne, eher banale Dinge, Träumereien, die der Phantasie entspringen“, erklärt er selbst in einem Interview.

Was Modiano stark von Proust unterscheidet, ist, neben den unübersehbaren Spuren des „Nouveau Roman“, die Genre-Mischung sowie die leichte Lesbarkeit vieler seiner Geschichten, was sein vorletzter, 2012 erschienener Roman „Gräser der Nacht“, eindrucksvoll belegt: Es handelt sich um eine Mischung aus Thriller, Krimi und schwarzem Roman. Auch bei dem letzten, im Oktober 2014 erschienenen Buch „Pour que tu ne perdes pas dans les quartiers“ stehen Ermittlungen und Untersuchungen im Mittelpunkt, die extreme Spannung erzeugen.

Als Sohn einer Schauspielerin zieht es Patrick Modiano zuweilen auch zum Film. So war er u.a. am Drehbuch zu Louis Malles Kultstreifen „La combe Lucien“ beteiligt – eine weitere Annäherung an sein Lebensthema.

GPN

Amberg

Pessach

Wie jedes Jahr wurde unter Leitung von Rabbiner Elias Dray ein großer Seder für Pessach organisiert. Frau Swetlana Iolowitsch, Almira Sultanowa, Inna Kalenychenko sowie Lubaw Gerschonowitsch bereiteten ein tolles Vier-Gänge-Menü vor. Zum Seder kamen über 70 Personen. Vom Vorstand der Gemeinde gab Herr Ignaz Berger eine kurze Einleitung zum Seder. Er erinnerte, dass wir auch 70 Jahre nach Kriegsende die Leiden unseres Volkes nicht vergessen dürfen, dass Pessach ein Sinnbild ist und dass wir immer G'ttes Hilfe brauchen, um von Sklaverei in die Freiheit gelangen zu können. Beim Seder wurde jedem der Gemeindemitglieder die Möglichkeit gegeben, einen Teil der Haggada vorzulesen.

Die Tora-Rolle, die wiederholt dem Feuer entkam

„Sulzbach“ und die hebräische Jahreszahl „5553“ ist auf der Torarolle vermerkt. Wir wissen demnach, dass sie einst Eigentum der Sulzbacher Judengemeinde war und nach all-

Rebbezin Sara Rivka Dray organisierte einen separaten Jugendseder für unsere jungen Gemeindemitglieder.

Ausflug

Am 3. Mai wurde ein Ausflug zum Bergbahnsess in Bad Tölz angeboten. Die 27 Teilnehmer waren von der tollen Aussicht und der tollen Atmosphäre begeistert.

Gedenkveranstaltung

Anlässlich des 70. Jahrestages des Kriegsendes wurde eine Gedenkveranstaltung von Frau Irina Aleschko organisiert.

Schabbatfeier

Am 15. Mai wurde eine große Schabbatfeier anlässlich des Städteaustausches zwischen Modiin und Ammertal organisiert. Es kamen zu der Schabbatfeier rund 70 Gäste. Bis tief in die Nacht wurden viele bekannte Schabbatlieder gesungen.

hatte die Gemeinde mit etwa 70 Familien und etwa 350 Personen ihren höchsten Stand. Doch mit der Gleichstellung der Juden mit den Nichtjuden im 19. Jh. begann die Abwanderung in die Städte. Der langsame Niedergang der Sulzbacher Gemeinde zog die Gründung der jüdischen Gemeinde in Amberg nach sich. Mit Beginn des 20. Jhs. war die Sulzbacher Gemeinde nicht mehr lebensfähig. Die Minjan, die zehn zur Abhaltung eines Gottesdienstes erforderlichen erwachsenen Männer kamen nicht mehr zusammen. 1934 wurde in den Räumen der einst schönsten bayerischen Synagoge das Sulzbacher Heimatmuseum eingerichtet. Die Torarolle erhielt, zusammen mit einigen Ritualgegenständen, die Amberger Gemeinde.

Wie durch ein Wunder wurde die Torarolle zweimal vor ihrer Vernichtung gerettet. Das erste Mal beim großen Sulzbacher Stadtbrand 1822. Der leider verstorbene Judaist Dr. Andreas Angerstorfer schreibt in „Eisenerz und Morgenglanz“, dass bei dem Brand sechs Toraollen gerettet und elf vom Feuer vernichtet wurden. Welche Gemeinde konnte sich noch derer 17 Torarollen rühmen? Die vorstehend erwähnte ist demnach eine der geretteten. Während vor wenigen Jahren der Verbleib in Amberg noch unklar war, wissen wir heute Dank der Recherchen von Rabbiner Elias Dray, dass es sich um die Sulzbacher Torarolle handelt.

Religionslehrer Leopold Godlewsky, über 30 Jahre Oberhaupt der Amberger Gemeinde, hatte viele Freunde unter den Nichtjuden, auch spätere SA-Angehörige. Vermutlich bekam er von dieser Seite rechtzeitig einen Wink zum bevorstehenden November-Pogrom 1938. So brachte Godlewsky zwei oder drei Torarollen zusammen mit Ritualgegenständen im Amberger Heimatmuseum, damals im Klösterl untergebracht, in Sicherheit. Der damals im Klösterl wohnhafte städtische Angestellte Karl Haberland, Jahrgang 1891, berichtete:

„... Im Jahr 1942 zog ich dann auch in eine Wohnung des sogenannten Schlößl (Eichenforstgasse 12, Wirtschaftsamt) ein. In diesem Haus befindet sich auch das städtische Museum, von welchem der Verwalter der 1944 verstorbene Oberlehrer Döppl war. Im Jahre 1942/43, genauer kann ich es nicht mehr angeben, sagte der Oberlehrer Döppl einmal zu mir, dass er im Museum verschiedene Gegenstände der ehem. jüdischen Gemeinde verwahrt habe, wovon kein Mensch etwas wisse. Er erzählte mir ferner, dass diese Sachen der damalige Rabbiner Godlewsky ihm übergeben habe und dabei gebeten habe, dass er diese Gegenstände bis auf weiteres aufbewahren solle. Er erzählte mir die Angelegenheit deshalb, weil er wusste, dass ich darüber nichts weiter erzählen werde und ich in dem gleichen Haus, in welchem die Sachen doch aufbewahrt waren, wohnte. Nachdem 1944 der Oberlehrer Döppl verstorben war, äußerte ich auch keinem Menschen gegenüber etwas, denn es war mir von ihm verboten worden und außerdem hätte die Gefahr bestanden, dass diese Werte vernichtet worden wären. Einige Monate nach dem Einmarsch der Amerikaner stand einmal im Amberger Mitteilungsblatt geschrieben, dass alle Sachen,



welche von der jüdischen Gemeinde herkommen, umgehend gemeldet und abgeliefert werden sollten. Hierauf begab ich mich zu Herrn Bürgermeister Endemann und berichtete ihm von den im sogenannten Schlössl (Amberger Museum) lagernden Sachen. Ungefähr eine Woche später kam der Bürgermeister selbst zu mir und besah sich diese Sachen im Museum. Es mag dann wieder einige Wochen später gewesen sein, als zwei amerikanische Soldaten in Begleitung eines Polizeiwachtmeisters von mir die gesamten Sachen verlangten, welche sich im Museum befanden, und ich händigte sie ihnen aus. Was weiter damit geschah, kann ich nicht sagen. Ich händigte damals folgende Gegenstände aus: 3–4 Gebetsrollen (Bibeln), hiervon war eine aus Pergament und befand sich in einer Holzhülle, 1 Stola (Anm.: Gebetsmantel) nach kath. Benennung, 1–2 Gebetsriemen, 3 Blasinstrumente aus Horn, 1 großes Schächtmesser. Schon einige Wochen vorher habe ich einige Gegenstände bei Herrn Bürgermeister Endemann abgeliefert: ca. 10 silberne Anhänger mit hebräischen Hieroglyphen (Anm.: hebräische Buchstaben) und einen vergoldeten Schlüssel. Ich nehme an, dass die in beiden Fällen abgegebenen Gegenstände der jüdischen Gemeinde zugeführt wurden, denn ich wurde von dem derzeitigen Rabbiner zur Eröffnung der Synagoge eingeladen und nahm auch daran teil. Bei dieser Gelegenheit konnte ich sogar einige Sachen wieder erkennen.“

Wir wissen nicht, wie viele Torarollen sich im Besitz der Amberger Gemeinde vor der Pogromnacht befanden. Zeitzeugen berichteten von mindestens einer, die zusammen mit Teilen des Mobiliars, Gebetbüchern, Gebetsumhängen usw. am 10. November 1938 vor der Synagoge verbrannt wurde.

Dem Alter entsprechend bedarf die Sulzbacher Torarolle der Restaurierung. Rabbiner Elias Dray lässt die notwendigen Restaurierungsarbeiten bei einem Sofer (Toraschreiber) in Jerusalem begutachten und schätzen. Vom Ergebnis wird die weitere Vorgehensweise abhängen. Entweder sie wird restauriert, d.h. Beschädigungen beseitigt und fehlende Schrift ergänzt und dann in Amberg erneut geweiht oder, falls dies nicht möglich ist, wie bei nicht mehr brauchbarem religiösen Schrifttum üblich, am jüdischen Friedhof bestattet.

Zum besseren Verständnis: Die Tora, auch Pentateuch, beinhaltet die fünf Bücher Mose. Sie wird vom Sofer mit Gänsekiel und Tinte auf endlos zusammengeäuhtem Pergament, der Haut eines koscheren Tieres, geschrieben. Der kleinste Schreibfehler macht die Tora für den Gebrauch in der Synagoge untauglich. Endlos aufgewickelt auf zwei Stäbe wird sie mit Bändern zusammengehalten. Umgeben von einem Samtmantel schmücken ein Toraschild und zwei Tora-Aufsätze, meist Kronen, die Torarollen. Der Aufbewahrung der Tora dient der Toraschrein, aus dem sie zu Gottesdiensten entnommen wird. Gelesen wird aus ihr auf der Bima, dem Gebetspult, mit Hilfe eines silbernen Zeigers, dem Deuter, der einerseits das Lesen erleichtert und andererseits eine Verschmutzung der Tora verhindern soll.

*Autor Dieter Dörner
Stadtheimpflege Stadt Amberg*

Augsburg

Der Vorsitzende der IKG Schwaben-Augsburg, Herr Alexander Mazo, Herr Rabbiner Dr. Henry G. Brandt und der Vorstand der IKG wünschen allen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und deren Verwandte und Freunde ein gesegnetes, gesundes und erfolgreiches Jahr 5776. Möge es ein friedliches und gesundes Jahr werden.

Hinsichtlich der schwierigen Zeiten und deren Umwandlungen ist es der Jüdischen Gemeinde Augsburg gelungen, die Einheitsgemeinde zu bewahren. Darüber hinaus die Integration ihrer Mitglieder in die deutsche Gesellschaft zu fördern ohne die jüdischen Wurzeln zu vernachlässigen.

Die Arbeit des Vorstands und deren Abteilungen wurde honoriert am 26. April 2015 bei der ordentlichen Jahreshauptversammlung. Es standen die Gemeinewahlen auf der Tagesordnung. Eindeutig wiedergewählt wurde Herr Alexander Mazo als Präsident. Auch der bisherige Vorstand wurde fast unverändert wiedergewählt.

Die Kultusgemeinde Augsburg konnte im zurückliegenden Jahr die Schabbat-G'ttesdienste immer gewährleisten. Die G'ttesdienste wurden würdevoll von Rabbiner Dr. Henry G. Brandt und seinen Gabbaim mit entsprechendem Minjan gehalten. Besonders würdevoll und angenehm war auch der Sederabend an Pessach gestaltet. Die Gemeinde blickt jedoch aber auf ein schwieriges Jahr zurück in Bezug auf die jüngere Generation. Geschuldet ist es sicher dem weltoffenen Zeitgeist, in welchem

Landesrabbiner em. Dr. Henry G. Brandt erhält Ehrenbürgerwürde der Stadt Augsburg

Der Augsburger Stadtrat würdigte den Einsatz des Rabbiners für ein friedliches Miteinander, Toleranz und Aussöhnung

Von Souzana Hazan

Landesrabbiner em. Dr. h.c. Henry G. Brandt ist zum 38. Ehrenbürger der Stadt Augsburg ernannt worden. Oberbürgermeister Dr. Kurt Gribl verlieh Rabbiner Brandt den Ehrentitel am 28. Juni 2015 bei einem Festakt im Goldenen Saal des Rathauses. Vor rund 200 geladenen Gästen erhielt der 87-Jährige die höchste Auszeichnung, die die Stadt vergibt. „Herr Dr. Brandt hat sich in Augsburg durch sein Engagement, vor allem auch durch seine klugen Gesprächsbeiträge, sein Geschick als Moderator und seine immer verbindliche und gleichzeitig klare Art sehr verdient gemacht, insbesondere um den jüdisch-christlichen und allgemein um den interkonfessionellen und interreligiösen Dialog“, begründet der Ehrenbürgerbrief die außerordentliche Würdigung.

Vorbild

Gribl sagte, es sei dem Handeln des Rabbiners zu verdanken, dass die jüdische Gemeinde Augsburgs zu einer starken Gemeinschaft gewachsen und in der Stadtgesellschaft deutlich wahrnehmbar ist. Er würdigte ebenso den Beitrag, den Brandt zur Öffnung der Augsburger Synagoge für die Stadtbürgerschaft leistete, wie seine Unterstützung

wir leben. Leider sind sehr viele ins Alter gekommene Mitglieder verstorben. Der Jüdische Friedhof an der Haunstetter Straße bietet kaum mehr Platz für zukünftige Bestattungen. Der Vorstand hat deshalb den alten Kriegshaber Friedhof aus dem 16. Jahrhundert reaktivieren müssen. Dieser Friedhof wird für die nächsten Jahrzehnte zumindest Sicherheit geben. Dafür waren Sanierungsmaßnahmen und zu erfüllende Zulassungsbedingungen zu leisten.

Die große Synagoge der Gemeinde steht ebenso vor der Sanierung. Als eine der schönsten Synagogen in Deutschland und Europa ist sie immer wieder ein Ort der Begegnung, der Musik und des Gedenkens. Besonderes Beispiel war das Benefizkonzert für die Sanierung der Synagoge am 8. März 2015. Ein musikalischer Abend, an welchem das Kammerorchester von Maria Stern (Augsburg), unter Leitung von Dr. Christina Drexel, und des Gemeinde-Ensemble „Feygele“ jüdische liturgische Musik mit Klassik verband. Ein erfolgreicher Abend, welcher der jüdischen Gemeinde auch ein positives Bild in der Öffentlichkeit verlieh.

Die vor kurzem verliehene „Ehrenbürgerwürde“ der Stadt Augsburg an unseren Rabbiner Dr. Henry G. Brandt ist der letzte große Höhepunkte des ausgehenden Jahres. Die Verleihung des Ehrenbürgerbriefs und der Eintrag ins Goldene Buch der Stadt Augsburg fand am 28. Juni im Goldenen Saal des Rathauses statt. So hoffen wir, dass die Entwicklung auch im kommenden Jahr erfolgreich weitergehen wird.

*Josef Strzegowski
Referent für öffentliche Arbeit
der IKG Schwaben-Augsburg*

für die Arbeit des Jüdischen Kultur museums. „Menschen wie Sie bereichern unsere Stadtgesellschaft in herausragender, unschätzbare Weise“, fügte Gribl hinzu.

Dankbarkeit

Brandt bezeichnete die Auszeichnung als Lebenshöhepunkt. In persönlich gehaltenen Worten zog er Bilanz über sein Leben und bedankte sich bei den Menschen, denen er wichtige Impulse für seine Anschauungen und sein Wirken verdankt. Neben Eltern und Familie, die ihm seinen Weg eröffnet und freigehalten hätten, bedachte Brandt insbesondere seine Lehrer und Schüler. Die langjährige Arbeit mit Studierenden, Juden wie Nichtjuden, bezeichnete er als eine Lieblingstätigkeit, von der er sich Abbau von Vorurteilen und Hass verspräche, denn „das Kennenlernen ist das Wichtigste“. Auch würdigte er seine langjährigen Mitstreiter und Gesprächspartner, u. a. in den Kirchen und sonstigen Glaubensrichtungen, die ihm im Laufe der Zeit zu Freunde geworden seien.

Aufbauhelfer und Brückenbauer

Laudator Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm, hochrangiger Vertreter der



Oberbürgermeister Dr. Kurt Gribl, Rabbiner Dr. h. c. Brandt und Laudator Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm.

Foto: Siegfried Kerpf, Stadt Augsburg

evangelischen Kirche, ist einer der Weggefährten. Seine Worte über den Rabbiner ließen dessen Werk deutlich hervortreten: „Es ist bewundernswert, mit welcher Energie, mit welchem Langmut und mit welchem Optimismus Rabbiner Brandt auch im neunten Lebensjahrzehnt seine Berufung folgt, Brücken zu bauen: Zwischen der jüdischen Tradition und der Moderne, zwischen den Bedürfnissen und Überzeugungen der verschiedenen Mitglieder seiner Gemeinden, zwischen Juden und Christen, zwischen Juden und Muslimen, zwischen der jüdischen Gemeinde und der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft in der Stadt Augsburg.“ Als einer der „Galionsfiguren des christlich-jüdischen Dialogs in Deutschland“ habe er das neue Verhältnis von Christen und Juden entscheidend mitgeprägt: „Wir Christen verdanken ihm mehr, als sich in einer solchen Laudatio mit Worten sagen lässt.“

Geboren als Heinz Georg Brandt 1927 in München, floh er 1939 mit seinen Eltern nach Palästina.

- 1948 Dienst im israelischen Unabhängigkeitskrieg
- 1957–1961 Rabbinatsstudium am Leo-Baeck-
College in London
- 1983 Rückkehr nach Deutschland als
Landesrabbiner von Niedersachsen
- 1995–2005 Landesrabbiner
von Westfalen-Lippe
- Seit 2004 Gemeinderabbiner der IKG
Augsburg und Vorsitzender der
Allgemeinen Rabbinerkonferenz
Deutschlands
- seit 2007 Lehrauftrag an der Universität
Augsburg

- Seit 1985 Jüdischer Präsident des Deutschen
Koordinierungsrates der GCJZ
- Seit 1988 Mitglied im Gesprächskreis
„Juden und Christen“ beim
Zentralkomitee der deutschen
Katholiken

Seit 1989 Vorstandsmitglied der
Buber-Rosenzweig-Stiftung

- 1994 Ehrendoktor der Universität Marburg
- 2005 Muhammad-Nafi-Tschelebi-Preis
- 2008 Bundesverdienstkreuz 1. Klasse
- 2011 Edith-Stein-Preis
- 2014 Bayerischer Verdienstorden

Henry Brandt ist seit 60 Jahre mit Sheila geb.
Phillips verheiratet. Sie erfreuen sich über
vier Kinder und sieben Enkel.

Erlangen

Jüdischer Studentenschabbat

Am 26. Juni 2015 wurde von den Studenten ein Studentenschabbat organisiert. Unsere Köchin gab ihr Bestes, der Rabbiner und der Vorstand freuten sich über eine hohe Teilnehmerzahl.



Jüdischer Studentenschabbat

Feste der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen

Purim-Feier am 5. März 2015 mit Musik, Hamantaschen und Wein sowie Programm für die Kinder.

Pessach: Seder-Pessach wurde an zwei Tagen begangen und von Rabbiner Meir Daus geleitet. Unsere Köchinnen konnten mit ihren Kochkünsten überzeugen.

Jom Jeruschalajim: Großes Gartenfest mit der Studentenband „Sticky Ends“ und Grillen.

Schawuot in grün- und blumengeschmückter Synagoge.

Tag zur Ehrung der Veteranen und der aktiven Mitglieder unserer jüdischen Gemeinde. Es wurden Urkunden und Blumen überreicht.

Aktive Teilnahme in der Öffentlichkeit

Es wurden Synagogen und Friedhofsführungen angeboten, geleitet von Herrn Eberstadt und Ester Klaus.

Woche der Brüderlichkeit: Grußwort von Ester Klaus.

Fahrt zur Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager Dachau anlässlich der 70-jährigen Wiederkehr der Befreiung.

Beitrag im Bayerischen Rundfunk über Juden in Franken.

Öffentliches Gartenkonzert siehe Artikel mit der Gruppe Aletchko.

Teilnahme am Fastenbrechen (Ramadan) der islamischen Gemeinden im Rathaus der Stadt Erlangen.

Vortrag von Heribert Schmitz – Thema: Ludwig Bamberger

Ludwig Bamberger war ein bedeutender deutscher Bankier und liberaler Finanzpolitiker, der neben Adelbert Delbrück maßgeblich die Gründung der Deutschen Bank 1870 vorantrieb und wesentlich an der Gründung der Reichsbank 1876 sowie der Einführung der Mark (Münzgesetz 1873) beteiligt war.

Er wurde am 22. Juli 1823 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Mainz geboren und ver-

starb mit 75 Jahren am 14. März 1899 in Berlin. Der gebürtige Mainzer Bamberger studierte Jura und schloss sich der Revolution im Jahr 1848 an. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 und seiner Verurteilung zum Tode floh er, wie so viele andere gescheiterten Revolutionäre, nach London und absolvierte dort eine Bankausbildung, bevor seine wirklich beeindruckende Karriere begann. Bamberger musste erleben, dass die Politik des Freihandels und des Liberalismus als fremdländisch verdammt wird. Gegen ihn und seine Mitstreiter wird nun, da viele der Anhänger der Freihandelslehre jüdischer Abstammung sind, vermehrt ein vulgärer Antisemitismus als innenpolitische Waffe eingesetzt. Letztendlich sind die Kämpfe Ludwig Bambergers gegen diese antifreiheitliche ideologische Front vergebens. Bamberger wird zunehmend pessimistisch, da er sah, wohin der übersteigerte antifreiheitliche Nationalismus, gepaart mit Fremdenhass, nach Innen und Außen führen würde: Ins Unglück für Deutschland und der Welt.

Gartenkonzert

In der Reihe unserer Gartenkonzerte hörten wir Aletchko „From Israel with love“. Aletchko ist die Band des jungen Violonisten Alexey Kochetkov, der als junger Mann aus Russland nach Israel emigrierte, wo er mehr als zehn Jahre studierte und konzertierte. Seit einem Jahr lebt er in Berlin. Jüdische Musik ist eben nicht nur Klezmer. In Israel kamen zu den osteuropäischen Einflüssen viele weitere hinzu – aus Marokko, der Türkei, Ägypten und Äthiopien, um nur einige zu nennen –, welche die zeitgenössische israelische Musik ausmachen. Diese seine Faszination brachte Aletchko in unsere Gemeinde. Am Sonntag, 21. Juni 2015, machten wir eine jüdische Weltreise der Gefühle und der Rhythmik mit einer phantastischen Gruppe. Alle waren begeistert. Finanziert wurde das Konzert vom Zentralrat der Juden in Deutschland.

Weitere Information: www.alexeyviolin.com

Hof

Konzert der Gruppe „Aletchko“

Nachdem wir die stressigen Pessachfeiertage überstanden hatten, fand am 12. April 2015 in der Jüdischen Gemeinde Hof ein Konzert der Gruppe Aletchko „From Israel with love“ statt. Aletchko ist die Band des jungen Violonisten Alexey Kochetkov, der als junger Mann aus Russland nach Israel emigrierte, wo er mehr als zehn Jahre studierte. Seit einem Jahr lebt er in Berlin. Auf allen seinen Stationen war er für die jüdische Gemeinschaft aktiv. In Smolensk spielte er bereits als 15-Jähriger in einer Klezmerband, und in Israel war er viel für die Jewish Agency und den Keren Hayessod im Einsatz. Aletchko tritt sowohl im Trio (Geige, Gitarre, Percussion) als auch im Quartett (mit Bass) auf. Es kamen fast 100 Gemeindemitglieder zu diesem Konzert.



Der neue Vorstand, von links nach rechts: Herr Dr. Gonczarowski, Herr V. Andriewski, Frau Marina Pinis, Herr Köhler und Herr Dr. Khasani.

Wahlen in der IKG Hof

Am Sonntag, 7. Juni 2015, fanden in der IKG Hof die Vorstandswahlen statt. Herr Dr. Gonczarowski wurde in seiner Position als 1. Vorsitzender wiedergewählt. Auch die weiteren Mitglieder der Vorschlagsliste wurden in ihren Positionen wie folgt wieder bestätigt:

- Dr. Gonczarowski – 1. Vorsitzender
- Dr. Khasani – Kassenwart und Stellvertreter von Dr. Gonczarowski
- Baruch Köhler – 2. Vorsitzender
- Marina Pinis – Jugendarbeit
- Vitali Andriewski – Soziales

Konzert mit dem Jerusalem Duo

Am Sonntag, 7. Juni 2015, fand in der Gemeinde ein Konzert mit der Gruppe „Jerusalem Duo“ statt. Das Konzert wurde in Zusammenarbeit mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland organisiert und gesponsert. Es kamen sehr viele Gemeindemitglieder, und das Konzert hat allen Besuchern sehr gut gefallen.

Ausflug nach Pilsen

Am Sonntag, 14. Juni 2015, führten wir einen Gemeindeausflug nach Pilsen (Tschechien) durch. In Pilsen organisierte Herr Andriewski eine Stadtrundfahrt und eine Brauerei-besichtigung. Den meisten Gemeindemitgliedern hat natürlich der Besuch der Brauerei mit anschließender Bierverskostung am bes-

ten gefallen. Es nahmen über 50 Gemeindemitglieder an diesem Ausflug teil.

Familientag

Am 12. Juli 2015 fand unser jährlicher Familientag statt. Dieser Tag ist besonders Familien mit Kindern gewidmet. Das Jugendzentrum unter der Leitung von Marina Pinis bereitete für die Kinder Spiele, Quiz und viele andere Attraktionen vor. Einige Kinder und Jugendliche führten zusammen mit unserem Chor „Shalom“, unter der Leitung von Alla Uritzkaya, verschiedene Tänze und Lieder auf. Die leckeren Speisen, Salate und Grillsachen wurden von Frau Goldberg und Frau Tykvatch vorbereitet. Anschließend wurden diese von Herrn Dr. Khasani und Herrn Efraim Geissler auf dem Grill zubereitet. Das Programm wurden neben dem Ensemble „Shalom“ auch noch von den Gebrüdern Landsmann musikalisch untermalt.

Jugendzentrum

Jeden Sonntag trifft sich unser Jugendzentrum in der Gemeinde. Frau Marina Pinis, die Leiterin des Jugendzentrums, bereitet wöchentlich für die Kinder und Jugendlichen verschiedene Spiele, Bastelarbeiten oder Ausflüge vor. So besuchten die Kinder und Jugendlichen den Europapark Rust. Frau Pinis nutzt aber auch die Zeit mit den Kindern und vermittelt ihnen noch Wissen zum Thema jüdische Tradition und Feiertage. Auf diesem Weg möchten wir uns auch nochmal ganz herzlich bei Marina für ihren ehrenamtlichen Einsatz im Jugendzentrum bedanken.



Familientag: Tanzvorführung



Jugendzentrum: Marina Pinis mit den Kleinen

Regensburg

„Du bist die Beste ...“

Am 8. März führte der Klub „Schalom“ seine traditionelle Veranstaltung, gewidmet den lieben Frauen, durch. Der Klubleiter Volodimir Barsky begrüßte alle Anwesenden und bedankte sich herzlich bei den Mitgliedern der Gemeinde, bei den deutschen Freunden und besonders beim Oberbürgermeister Herrn Joachim Wolbergs sowie beim 3. Bürgermeister Herrn Jürgen Huber. Die Frau, sagte der Klubleiter, spielt eine große Rolle in der Entwicklung der Menschheit. Nur einige Beispiele: Der Gedenktag Purim symbolisiert eine Erinnerung an die Rettung der Juden vor ihrer Vernichtung. Im Zentrum dieser Rettung stand vor allem die jüdische Frau, die persische Königin Esther. Oder die jüdische Frau Mirjam, die Schwester von Aaron. Über ihren Heldenmut erzählt der Toraabschnitt „B'schalach“. Plötzlich beim Auszug der Juden aus Ägypten ist das Meer gespalten und Mirjam ist als Erste zum Festland durchgegangen. Ihrem Beispiel sind alle anwesenden Frauen gefolgt. Danach hat Moshe seine Wanderung durch die Wüste mit den Juden fortgesetzt. Herr Barsky gratulierte allen Frauen und wünschte ihnen gute Gesundheit, Glück und alles, alles Gute. Er erinnerte an das Wichtigste über das kommende jüdische Fest Pessach, lud die Mitglieder der Gemeinde zum ersten Seder am 15. Nisan 5775 (3. April) ein und wünschte ihnen einen koscheren, fröhlichen Pessach. Zu Gast in die Gemeinde kam das Münchener Familienduo: die Sängerin, Besitzerin des Ehrentitels „Meister der Bühne“, Natalia Kogan (Sopran) und der Komponist und Sänger Boris Kogan (Tenor und Klavier). Die talentierten Künstler gratulieren unseren Frauen und den Gästen mit einem Feiertagskonzert unter dem Motto: „Du bist die beste, du bist die geliebteste der Frauen ...“. Fast zwei Stunden lang haben sie die Zuschauer herrlich unterhalten. Die 22 vorgetragenen Lieder in Hebräisch, Jiddisch, Deutsch, Russisch, Ukrainisch und Italienisch haben allen viel Freude bereitet. Die Lieder „A jiddische Mama“, „Hava Nagila“, „Tumbalalajka“, „Tschiribimtschiribom“, „Der Mond auf dem Himmel“, „Handsja“ u. a. sangen die Gäste begeistert mit. Der Applaus für diesen wunderbaren Nachmittag endete kaum, wobei immer wieder Zwischenrufe – „Ausgezeichnet!“, „Phantastisch!“, „Vielen Dank!“, „Wir freuen uns auf ein Wiedersehen!“ – erklangen.

Gedenken in Dachau

Am 3. Mai 2015 fuhren 55 Gemeindemitglieder nach Dachau, um am Gedenktag der 70-jährigen Wiederkehr der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau vom Nazi-Regime teilzunehmen. Sie zündeten Kerzen zur Erinnerung an die 6 Millionen ermordeten Juden an, besuchten das ehemalige Krematorium, die Baracke sowie die Fotoausstellung, nahmen an der Kranzniederlegung und an dem Marsch zur Internationalen Gedenkstätte teil. Auf der jüdischen Gedenkveranstaltung sprachen der Präsident des Landesverbandes der I.K.G. in Bayern und Präsident des Zentralrates der Juden in Deutsch-

land, Dr. Josef Schuster, sowie die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, Dr. Charlotte Knobloch. „Nie wieder soll unser Kontinent Krieg erleben! Krieg ist keine Lösung, kein Ausweg, sondern eine Sackgasse, die unweigerlich in eine menschliche Katastrophe mündet“, betonte der erste Redner. Die Schoa ist die größte moralische Niederlage der Menschheit. Wer Frieden wolle, der müsse in ihn investieren! „Es ist unsere Mizwa, unsere Verpflichtung“, sagte die zweite Rednerin, „dafür zu sorgen, dass wir unsere vernichteten Schwestern und Brüder nicht vergessen. Viele wollen nicht verstehen, dass unser Gedenken den Blick für die Zukunft schärft“. Sie kritisierte nicht nur den Antisemitismus, Rechtsextremismus und Radikalismus, sondern auch den heutigen Islamismus. Das Erinnern der jüdischen Jugend in Bayern haben die Schüler aus Regensburg und Hof gemacht. Der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Regensburg, Herr Josef Chaim Bloch, hat emotional Tehillim, El Male Rachamim und Kaddisch gesagt. Der offizielle Gedenkakt fand in einem großen Zelt mit Reden hoher Politiker wie die Bundeskanzlerin Angela Merkel statt. „Nie wieder!“ – dachten die Regensburger auf der Heimfahrt.

Jüdisches Augsburg

Das Kennenlernen von anderen Städten in Bayern, in denen sich Spuren der jüdischen Geschichte verfolgen lassen, ist seit vielen Jahren gute Tradition bei uns. So hatten wir am 3. Mai die Gelegenheit Augsburg, nach München und Nürnberg die drittgrößte Stadt in Bayern, zu besuchen. Einige von uns waren zum ersten Mal in Augsburg. Im Laufe des Stadtrundganges konnten wir einige Sehenswürdigkeiten genauer in Augenschein nehmen: Das Rathaus, das im 17. Jahrhundert von Elias Holl errichtet wurde; das Geburtshaus des berühmten Schriftstellers Bertold Brecht; das MAN-Museum, in dem der Dieselmotor im Original zu sehen ist; das Handwerkerhaus in der Frauentorstraße, in dem Leopold Mozart, Wolfgang Amadeus Mozarts Vater, geboren wurde; außerdem das Zeughaus, das Weberhaus, das Stadttheater und, nicht zu vergessen, die Synagoge an der Halterstraße. Sie ist das herausragende Baudenkmal Augsburgs! Wie wir von dem Stadtführer, Herrn Boris Grey, erfuhren, waren bereits nach den jüdischen Aufständen im ersten Jahrhundert und der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer die ersten Juden nach Augsburg gekommen. Die erste namentliche Nennung eines Augsburger Juden erfolgte im 13. Jahrhundert. Die Geschichte einer jüdischen Gemeinde in Augsburg begann wieder 1803, als die Stadt erstmals drei Juden zugelassen hatte. Der Monumentalbau der Synagoge vom Anfang des 20. Jahrhunderts ist ein eindrucksvolles Zeugnis deutsch-jüdischer Kultur, ein herausragendes Dokument jüdischer Geschichte in Bayern und – nach der Vernichtung der jüdischen Gemeinde in der NS-Zeit – heute wieder einer durch den Zuzug von Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion sprunghaft gewachsenen Kultusgemeinde. In der eindrucksvollen Augsburger Synagoge wurde 1985 das Jüdische Kulturmuseum Augsburg-Schwaben als erstes selbständiges jüdisches Museum in Deutschland errichtet.

Es dokumentiert die reiche Kultur und wechselvolle Geschichte der Juden in Augsburg und Schwaben vom Mittelalter bis heute. Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Regensburg interessierten sich auch für die Ausstellung „Fremd im eigenen Land?“, die vom 1. Oktober 2014 bis zum 17. Mai 2015 geöffnet war und sich mit der Zeit zwischen 1969 und 1990 und dem damals erfolgten Umbruch beschäftigte. Einen Schwerpunkt bildete die festliche Wiedereinweihung der Synagoge 1985 und die erwähnte Gründung des jüdischen Kulturmuseums. Sie zeigte anschaulich, wie der gesellschaftliche Aufbruch jener Jahre zu einem neuen Blick auf jüdisches Leben in Augsburg führte. Mit diesem Ausflug hat der Klub „Schalom“ seine Rubrik „Die jüdische Geschichte und jüdische Gegenwart in Regensburg und Bayern“ erweitert.

Yulia Lukhnyeva, Deutschkursleiterin der Jüdischen Gemeinde Regensburg

Unser Lag-baOmer-Fest

Wie schön, dass in diesem jüdischen Jahr das Fest am 33. Tag der Omer-Zählung ausgerechnet auf einen Donnerstag gefallen ist! Das bedeutete für die Religionsschule, dass anstelle von Unterricht gefeiert werden konnte. Alle können sich doch gut vorstellen, dass die Schüler sehr gern eingewilligt haben, zur Feier zu kommen, zumal es wieder etwas zum Naschen geben sollte. Gegen 16 Uhr trudelten die Schüler ein, und auch einige Großmütter nahmen am Tisch Platz. Unser Herr Rabbiner war schon da und wartete darauf, was die Schüler erzählen werden. Als endlich alle anwesend waren, traten die jüngsten Schüler auf mit ihren Erzählungen von diesem eigentlich etwas weniger bekannten Feiertag. Nacheinander lasen sie von der schweren Zeit unter den Römern, von Rabbi Akiwa und seinen Schülern und von der Rettung des jüdischen Wissens. Alle Anwesenden haben aufmerksam zugehört. Nachdem also alle genau wussten, warum sie gekommen sind, konnte der kleine oder große Hunger gestillt werden. Frau Danziger, die Vorstandsvorsitzende unserer Gemeinde, schlug den Jugendlichen vor, in der Küche zu helfen die Bewirtung aufzutragen. Klar, das war etwas für alle Sportbegeisterten, ein wenig die Füße zu vertreten. Im Nu war der Schwedentisch mit Speisen und Getränken gedeckt und jeder konnte zugreifen. Als alle satt und zufrieden waren, wurde noch gemeinsam gesungen. Es gab kleine Liederhefte mit der Inschrift *Schiron katan*. Einige sehr bekannte israelische Lieder und Psalmverse wurden nicht nur übersetzt, es gab sie auch transliteriert. So konnten wirklich alle singen. Die Lehrerin hat auch alle motiviert, schön laut zu singen – zu Ehren des Feiertags! Als Herr Rabbiner sagte, nächstes Jahr soll, so G'tt will, Lag baOmer wieder an einem Donnerstag sein, stand sofort fest: Nächstes Jahr feiern wir wieder – und dann vielleicht sogar mit einem kleinen Grillfest, das an die Lagerfeuer in Israel erinnern soll!

„Nein dem Krieg!“ – „Ja dem Frieden!“

Den 10. Mai hat der Klub „Schalom“ den Überlebenden des Holocaust gewidmet. In den ersten Reihen saßen die ehemaligen Ge-

fangenen der nationalsozialistischen Konzentrationslager: Pola Brenner (95 Jahre alt), Genja Danziger (89), Rachel Schwerdt (90); die Überlebenden der Ghettos: Klara Barska, Sofia Haradsetska, Igor Tomaschewski; die in Leningrad Blockierten: Valentina Glikina, Ljusja Kaplan, Raissa Lade, Pjotr Lade; die Teilnehmer der Arbeitsfront: Ljena Kanjekevitsch (90), Leonid Podolsky, Innesa Jashina (90). Das Vorstandsmitglied Volodimir Barskyy, Leiter des Klub „Schalom“, begrüßte die Überlebenden und wünschte ihnen gute Gesundheit, ein langes Leben, viel Erfolg, Wohlergehen und alles, alles Gute. Er bedankte sich herzlich bei allen Anwesenden: Bei den Mitgliedern der Gemeinde, bei den Vertretern der Öffentlichkeit, bei den deutschen Freunden, bei dem „Freundeskreis Israel in Regensburg“, bei den städtischen Prominenten, bei der Vorsitzenden der Gemeinde und Vizepräsidentin des Landesverbandes Frau Ilse Danziger sowie bei Rabbiner Herrn Josef Chaim Bloch. Besondere Dankbarkeit äußerte er gegenüber dem Regensburger Oberbürgermeister Herrn Joachim Wolbergs. Die Helden der Veranstaltung wurden mit Blumen und Geschenken geehrt. Der Gemeinderabbiner erzählte über das kommende jüdische Fest, Schawuot – Feiertag des Torageschenkes – und verglich die Befreiung der Menschheit vom Nazi-Regime mit der Rettung der Juden aus ägyptischer Sklaverei. Das Mitglied Klara Barska las emotional zwei Gedichte vom Dichter der Gemeinde, Leonid Norkin, über das Gedenken und die Veteranen vor. Im Rahmen des Kulturprogramms des Zentralrates der Juden in Deutschland gratulierten den Überlebenden und allen Gästen die talentierte Sängerin Diana Petrova Darnea (Sopran) und die Pianistin Elena Tomilova (Klavier) mit einem Konzert unter dem Motto: „Warte auf mich und ich werde zurückkehren“. Fast eineinhalb Stunden lang begeisterten die Künstlerinnen alle Zuhörer. Die vorgetragenen Lieder „In der Hütte“, „Dunkle Nacht“, „Das blaue Tüchlein“, „Bei einem Obelisk“, „Sewastopol-Walzer“ und andere ließen niemanden im Saal gleichgültig und haben allen viel Freude bereitet. Viele Lieder sangen die Gäste mit. Der Applaus für diesen wunderbaren Nachmittag endete kaum, wobei immer wieder Zwischenrufe „Nein dem Krieg!“ – „Ja dem Frieden!“ erklangen. Die Bibliothek der Gemeinde hat eine inhaltsreiche Ausstellung über die Überlebenden des Holocaust vorbereitet.

Schawuot 5775

Es ist schon eine Tradition in unserem Gemeindeleben, dass vor den jüdischen Festen unser Rabbiner, Herr Josef Chaim Bloch, immer eine Erklärung zu den jüdischen Feiertagen anbietet. Im Monat Ijjar 5775 erzählte er über das kommende Wochenfest Schawuot, besonders über die Übergabe der Tora am Berg Sinai, über die Bräuche dieses Festes sowie über das Buch Ruth und antwortete auf interessierte Fragen. Die Schawuot-Feiertage wurden traditionell begangen. Am ersten Tag wird in der Tora ein Stück aus dem 2. Buch Mose gelesen, das die zehn Gebote enthält. Im Morgengebet wird nach der Tefilla das Hallel, die Psalmen 113 bis 118, gesagt. Nach der Tora- und der Prophetenlesung des zweiten Tages findet eine Feier

statt. Zusammen mit uns haben die Gäste aus Berlin und aus anderen Gemeinden gefeiert. Alle Besucher freuten sich bei den Kidduschim über den vorbereiteten Käsekuchen sowie die israelischen Spezialitäten und Früchte, welche die reichen Erntegaben symbolisierten. Am Ende sangen alle fleißig viele jüdische Lieder wie „Lech Lecha“ oder „Ki mi Zion“. Somit sind die Schawuot-Feiertage zu einem Erlebnis geworden.

Neuwahl des Gemeindevorstands

Am 21. Juni 2015 fand eine Generalversammlung mit Wahl des neuen Vorstandes der Jüdischen Gemeinde Regensburg statt. Nach dem Rechenschaftsbericht und einer Diskussion stellten sich der Versammlung sechs Kandidaten zur Wahl. Nach der Wahl setzt sich der neue Vorstand aus fünf Gemeindevorstandmitgliedern zusammen. Die Vorstandsmitglieder Frau Ilse Danziger, Herr Wladimir Barskyy, Herr Jakov Denissenko und Frau Lia Bugl wurden ebenfalls wiedergewählt. Neu im Vorstand ist jetzt Frau Irina Gaydar, die dem ausgeschiedenen Herrn Martin David Kurz nachfolgt. Als Ersatz wurde Frau Zinaida Alber gewählt.

Straubing

Am 4. und 5. März haben wir gemeinsam die **Megillat Esther** gelesen und Haman-Taschen verzehrt.

Am 8. März feierten wir dann einen **Purimball**. Kantor Baruch Chauskin aus Osnabrück begleitete den Nachmittag musikalisch und er machte das so gut, dass wir ihn nicht ohne sein Versprechen, dass er wieder komme, gehen ließen.

Am 19. März fand im historischen Rathausaal der **Festakt zur Woche der Brüderlichkeit** statt. Mit Prof. Dr. Hanspeter Heinz hatten die Veranstalter einen spannenden, weil geistvollen und unterhaltsamen Redner zugleich, eingeladen.



Kantor Baruch Chauskin beim Purimball



Russischer Konsul verteilt Medaillen an die Veteranen.

Am 22. März fand die **Generalversammlung mit Wahlen** statt. Gewählt wurden in den Vorstand: Vorsitzender Israel Offman; stellvertretender Vorsitzender David Kapzan; Schatzmeister Elias Schulmann; Vorstandsmitglieder Anatoli Zap, Mark Podolski.

Am 10. April verteilte der russische Konsul Medaillen für die Veteranen zum **70. Jubiläum**.

Am 26. April fand mit freundlicher Unterstützung des Zentralrats im Gemeindegarten ein **Konzert mit dem Ensemble „Mame Loshn“** statt.



„Mame Loshn“

Am 3. Mai zur alljährlichen **Fahrt nach Dachau** hatten sich viele Leute gemeldet. Der Grund dafür war leicht zu erraten, weil u.a. die Bundeskanzlerin Frau Angela Merkel, teilnahm.

Am 7. Mai kamen alle drei großen monotheistischen Religionen erstmals miteinander ins Gespräch. Das hat es in Straubing so noch nicht gegeben. Moslems, Juden und Christen, aber auch andere Interessierte, treffen sich in regelmäßigen Abständen und reden miteinander über ein Thema, das sie alle betrifft. Mit „Sabbat, Chuma, Sonntag – Feiertag, aber wie?“ sollte der Anfang gemacht werden. Vertreter jeder Religion, sowohl Theologen als auch Laien, führten kurz in das Thema ein und erzählten im Gespräch mit Frage und Antwort, wie sie ihren Wochenfeiertag gestalten.

Die Idee zu diesen **„Religionsgesprächen“** entstand bei einem Gespräch mit dem Straubinger Oberbürgermeister Markus Pannermayr, als in Folge der Anschläge von Paris eine Kundgebung dazu in Straubing zu Beginn dieses Jahres stattfand. Die Erkenntnis, dass Religionsangehörige nicht übereinander, sondern miteinander reden und sich als Religionen nicht gegeneinander ausspielen lassen sollten, führte zu dieser Form des gegenseitigen Kennenlernens. So soll in loser Form eine Reihe von Themen angesprochen werden. Reihum ist immer eine Religion



Veteranen bei der Feier zu Djen Pobjedi.

Gastgeber. Den Anfang machte die türkisch-muslimische Gemeinde. Sie lud alle Interessierten herzlich ein, am ersten Straubinger Religionsgespräch teilzunehmen. Imam Güccan, Frau Zisler und Pfarrer Heinz Weber sowie jeweils ein Laie haben an diesem Abend über den jeweiligen Wochenfeiertag der Religionen Auskunft gegeben. Warum findet jeder an einem anderen Wochentag statt? Was ist das Ziel dieses besonderen Tages in der Woche? Wie wird er zu Hause in den Familien begangen? Jeder Besucher hatte die Möglichkeit seine Fragen zu stellen. Pfarrer Hasso von Winning moderierte den Abend.

Die **Feier zu Djen Pobjedi** fand am 10. Mai in der Gemeinde statt. Zum 70. Jubiläum liebten sich die Vorstandsmitglieder viel einfach

len. Eine Zeitschrift zur Erinnerung an unsere Veteranen wurde gedruckt. Rote Nelken wurden verteilt. Der Chor unserer Gemeinde präsentierte bekannte Lieder und Alexander Burdo umrahmte musikalisch den Nachmittag. Für das leibliche Wohl wurde hervorragend gesorgt und alle Veteranen und Gäste waren sehr zufrieden.

Da am Sonntag auch Muttertag war, verteilten Herr Podolski und Herr Zap für alle Mütter Geschenke.

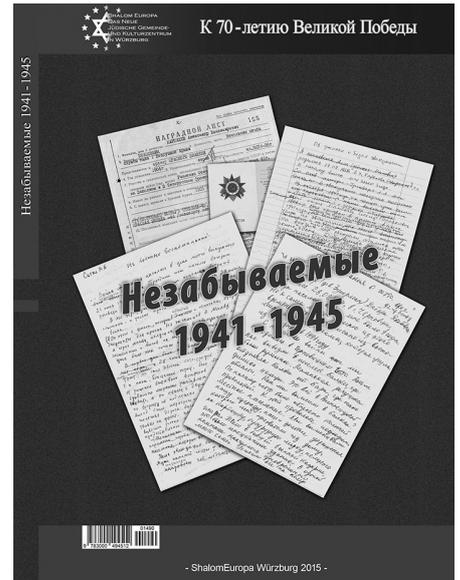
Fahrt nach Vilshofen. Schon einer Tradition folgend fuhren am 14. Mai einige Mitglieder zur Pflege der Mitmenschlichkeit nach Vilshofen. Unter der Leitung von Frau Neumann findet jedes Jahr eine Veranstaltung für den Frieden statt.

Masel tow. Am 23. Mai wurde in der Synagoge Straubing Samuel Noah zum ersten Mal zur Tora gerufen. Was für eine Freude! 160 Gäste Freunde Verwandte und Gemeindeglieder waren berührt von der Haftora des Bar-Mizwa-Jungen.

Beim anschließenden Kiddusch waren wir fröhlich und wünschen uns bald wieder so eine schöne Simcha. Herzlichen Dank der Familie Dr. Ben Ami Kapzan.

Schawuot. Wie jedes Jahr wurden die Feiertage traditionell begangen. Und der Duft von frisch gebackenem Käsekuchen wehte schon Tage vorher durch das Gemeindehaus.

Würzburg



„Unvergessliche Jahre“

Buchbesprechung siehe Seite 35.

Brith Mila im Hause Schuster

Am 24. Juni 2015 feierte Familie Schuster in der Würzburger Synagoge die Brith Mila von Ruven Benjamin Schuster. Es war der ausdrückliche Wunsch der Eltern Aron und Dana Schuster, die Brith Mila in der Heimgesynagoge des Vaters durchzuführen.

Als Mohel fungierte Rabbiner Goldberg aus Hof, assistiert durch den Ortsrabbiner Jakob Ebert.

In Anwesenheit der Großmutter Shula Meron und der Großeltern Josef und Jutta Schuster erfolgte im Rahmen der Brith Mila die Namensgebung. Besonders freuten sich die frisch gebackenen Eltern über die Anwesenheit ihrer Schwestern aus Israel und der Schweiz.

Bei einem vom Chefkoch des Kurhotels Eden in Bad Kissingen hervorragend gestalteten Buffet bot sich die Möglichkeit für ausgiebige Gespräche, insbesondere auch auf das Wohl des neuen Erdenbürgers anzustoßen. MASAL TOW.



Veranstaltung für den Frieden in Vilshofen

Einstimmung auf den Schabbat

Radio Schalom des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern sendet das 2. Hörfunkprogramm des Bayerischen Rundfunks jeden Freitag von 15.05 bis 15.20 Uhr



Brith Mila in der Würzburger Synagoge.

<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">Zu Rosch Haschana 5776 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Jüdische Gemeinde Regensburg</p>	<p style="text-align: center;">Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">לשנה טובה תכתבו</p> <p style="text-align: center;">David Kapzan</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5776.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Augsburg</p>	<p style="text-align: center;">Alles Gute zum neuen Jahr 5776 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth</p>	<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Straubing Israel Offman, Vorsitzender</p>
<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: center;">  <div style="text-align: left;"> <p>Jüdische Gemeinde Weiden</p> </div> </div> <p>Schanah Towa 5776</p> <p>Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.</p> <p>Der Vorstand</p>	<p style="text-align: center;">Die Israelitische Gemeinde Würzburg</p> <p style="text-align: center;">übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Robert Rojzman</p>	<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Erlangen</p>

<p>Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5776.</p> <p>שנה טובה ומתוקה</p> <p>Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof Dr. Jakob Gonczarowski 1. Vorsitzender</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband, den jüdischen Gemeinden in Deutschland und unseren Mitgliedern ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5776.</p> <p>לשנה טובה תכתבו ותחתמו</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Ilse Ruth Snopkowski Familie Dr. Peter Snopkowski Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli</p>	<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten übermitteln wir auf diesem Wege zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche.</p> <p>Familie Karin und Bernhard Offman</p>
<p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr 5776.</p> <p>Familie Michael Trüger Regensburg</p>	<p>Die »Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.«</p> <p>wünscht allen Mitgliedern und Freunden im In- und Ausland ein gesundes neues Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p>
<p>Ein gesundes und glückliches neues Jahr 5776 wünschen Ihnen</p> <p>die Mitarbeiter des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern KdöR</p>	<p>Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.</p> <p>André Berkal und Töchter</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein frohes und glückliches neues Jahr.</p> <p>Familie Cella Pilla</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!</p> <p>Felix Gothart, Bayreuth</p>

<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familie Dr. Josef und Jutta Schuster</p>	<p>Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.</p> <p>Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik</p> <p>שנה טובה ושלו</p>
<p>Anlässlich des Neujahrsfestes allen Verwandten, Bekannten und Freunden alles Gute.</p> <p>Familie Steinberg, München</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p>Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu</p> <p>Familie Wladimir Barskyy, Regensburg</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Rachela Schwerdt</p>	<p>Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche!</p> <p>Schana towa!</p> <p>Familie Brenner, Weiden</p>
<p>לשנה טובה ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות</p> <p>Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5776 zum Ausdruck bringen.</p> <p>Familie Dr. Asher Khasani</p>	<p>Statt Karten Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familien Ignaz Berger und Michael Berger, Amberg</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr!</p> <p>Oded Baumann, Würzburg</p>	<p>Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glücks- und Segenswünsche!</p> <p>Familie Israel Offman Familie Hanna Zisler</p>

Allen meinen Freunden und Bekannten
die besten Wünsche zu Rosch Haschana 5776.

Familie Nachman Brandlak
Schwandorf

Wir wünschen dem Vorstand und den
Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg
sowie allen Bekannten
ein frohes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Soroka
Regensburg

Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und
Bekanntem die herzlichsten Glückwünsche
„LESCHANA TOVA TIKATEVU –
möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“

Familie Mazo, Augsburg

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Jakov Denyssenko

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern,
unserem Landesverband und allen Gemeinden
ein gesundes und glückliches neues Jahr.

Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN



והגית בו | HOCHSCHULE FÜR
יוםם | JÜDISCHE STUDIEN
ולילה | HEIDELBERG

לשנה טובה תכתבו שנת בריאות, שפע ושלווה

*Ein glückliches neues Jahr
in Gesundheit und Frieden*



Zum neuen Jahr – Siebdruck auf Papier, Jacob Abitbol 1992, Schwäbisch-Hall

Ansteckende Begeisterung für jüdische Spiritualität

Rabbiner Schlomo Carlebachs Lebensgeschichte

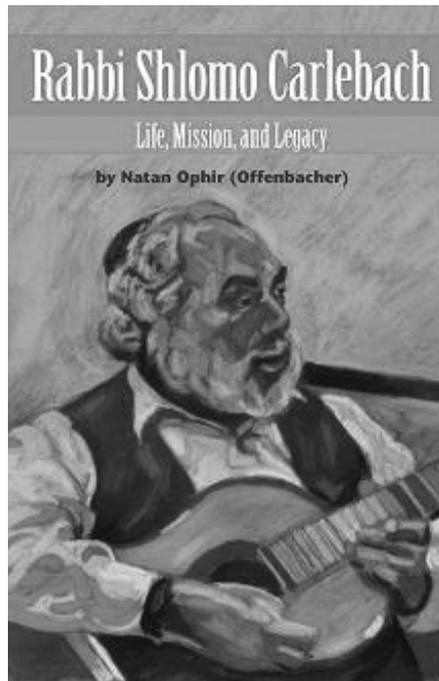
Ist eine Broadway-Aufführung vorstellbar, in der der Held ein Tora-Lehrer ist? Tatsache ist, dass 2013 im Musical „Soul Doctor“ (Seelenarzt) eine historische Gestalt auf die Bühne gebracht wurde: Rabbiner Schlomo Carlebach (1925–1994). Schlomo, wie er von allen genannt werden wollte, war ein charismatischer Künstler, der auf mehreren Gebieten Außerordentliches geleistet hat. Jeder, der ihm begegnet ist – und wo ist er nicht aufgetreten? –, war von seiner Warmherzigkeit und Freundlichkeit angetan. Über seine Praxis der Nächstenliebe sind zahlreiche Anekdoten im Umlauf.

Für ein umfangreiches Buch über Schlomo hat Rabbiner Dr. Natan Ophir die vorhandene Literatur ausgewertet und außerdem mehr als 200 Personen interviewt. Seine Biographie versucht das, was viele für unmöglich gehalten haben: ein Gesamtbild zu zeichnen. An vielen Stellen merkt man, dass der Biograph mit seinem Helden sympathisiert, aber er ist sichtlich um Objektivität bemüht und lässt daher auch Kritiker zu Wort kommen. Zahlreiche Fotos lockern die Textseiten auf und illustrieren das Beschriebene.

Der Autor hat nicht sämtliche Auftritte von Schlomo aufgelistet, obwohl er doch sehr viele erwähnt. Wesentlich wichtiger als eine Auflistung der Veranstaltungen ist, dass er die fröhliche Stimmung schildert, die Schlomo in seinen Happenings auszubreiten pflegte. Er sang Lieder, die er komponiert hatte, und forderte das Publikum zum Mitsingen und Tanzen auf. Zwischen den Musikstücken erzählte Schlomo kleine erbauliche Geschichten. Seine Begeisterung für jüdische Spiritualität war unmittelbar spürbar und wirkte auf das Publikum ansteckend.

Für viele Leute waren Schlomos Konzerte nicht mehr als eine nette Unterhaltung; aber für einige junge Frauen und Männer markierten diese Veranstaltungen einen Wendepunkt in ihrem Leben: Schlomo wurde für sie zu einem Wegweiser. Ophir erzählt die Geschichten einer Reihe von Schülerinnen und Schülern, die von Schlomos religiöser Haltung beeinflusst wurden.

Wie ist Schlomo zu einem Wanderprediger geworden? Wir erfahren, dass er aus einer berühmten deutschen Rabbinerdynastie stammte. In der Nazizeit konnte die Familie nach Amerika auswandern. Dort hat Schlomo in den besten Talmud-Akademien studiert, von 1939–1943 in Torah Vodaas (Williamsburg) und von 1943–1948 in der Jeschiwa von Lakewood. In New York kam er in Berührung mit großen chassidischen Meistern (Bobov, Modschitz und Chabad). Es war der 6. Lubawitscher Rebbe, der Schlomo und seinen Kumpel Rabbiner Zalman Schachter Ende 1949 als Emissäre an amerikanische Unis schickte. Ihre Botschaft kam bei den jüdischen Studierenden überraschend gut an. Aber am Ende trennten sich beide Botschafter – aus unterschiedlichen Gründen – von der chassidischen Gruppe, die sie in die weite Welt geschickt hatte. Sie machten sich selbständig und waren dann bereit,



bestimmte halachische Regeln zu übertreten. Seine erste Schallplatte hat Schlomo 1959 veröffentlicht. Da er immer bekannter wurde, konnte er eine internationale Karriere als Sänger und Missionar starten. Als die sogenannte Gegenkultur in Kalifornien aufkam, wurde Schlomo der berühmte Rabbiner der Hippies. Er machte es zu seiner Aufgabe, jungen jüdischen Menschen, die sich weit von der Religion ihrer Väter entfernt hatten, Freude am Jüdischsein zu vermitteln. Von 1968 bis 1978 existierte in San Francisco das von Schlomo inspirierte „House of Love and Prayer“. Ophir rekonstruiert die wechselvolle Geschichte dieser Institution und stellt die wichtigsten Mitwirkenden vor. Er skizziert auch die Entstehung von Moschav Me’or Modi’in in Israel; in dieser Ortschaft wohnen heute noch viele Carlebach-Anhänger.

Schlomo hatte keine Berührungspunkte und führte mit mehreren Vertretern fernöstlicher Religionen einen Dialog. Einmal fragte ihn ein Hindu-Geistlicher, dessen Gemeinde er besuchte: „Schlomo, versuchst du gerade, einige meiner Anhänger abzuwerben?“ Dieser antwortete: „Nein. Ich lade sie nur ein, nach Hause zurückzukehren“. Ophir weiss zu berichten, dass Schlomo bei diesem Versuch zumindest in einem Fall erfolgreich war.

Ophir versteht die Aufgabe eines Biographen darin, möglichst viele Begebenheiten zu erzählen. Von einer psychologischen Deutung des Materials hat er sich ferngehalten. Das entspricht unserem Zeitgeist: Charakterologische Analysen sind aus der Mode geraten. Wer Tieferes über Schlomos Entwicklungen und seine seelischen Probleme erfahren will, der sollte das schmale Buch „The Real Shlomo“ (Der wirkliche Schlomo) von Chabad-Rabbiner Chaim Dalfin sorgfältig studieren.

Dalfin ist nach eigenem Bekenntnis kein Schlomo-Anhänger, er hört auch nicht gerne

dessen Kompositionen. Ihn hat es gereizt, Schlomos Wandlungen darzustellen. Man kann behaupten, dass Dalfin Schlomos Mut bewundert, seinen eigenen Weg konsequent zu gehen. Er erzählt Schlomos Lebensgeschichte nicht chronologisch, sondern bemüht sich, wichtige Drehpunkte herauszuarbeiten. So erfährt der Leser, dass Schlomo im Jahre 1952 der Überzeugung war, der 7. Lubawitscher Rebbe sei der Messias! Aber schon wenige Jahre später trennten sich die Wege von Meister und Jünger; Dalfin erklärt, wie es zu Schlomos Sonderweg gekommen ist.

Der Autor scheut sich nicht, persönliche Angelegenheiten zu diskutieren. So geht er der Frage nach, warum Schlomo erst im späten Alter von 47 Jahren geheiratet habe. Die Antwort, zu der er aufgrund von Interviews gelangte, lautet: Weil Schlomo in folgendem Dilemma steckte: Frauen, die ihm gefielen, fanden nicht die Zustimmung seiner Eltern, die ihm sehr wichtig war, und Frauen, die sowohl den Eltern als auch dem Lubawitscher Rebbe zugesagt hätten, waren eben nicht nach seinem Geschmack. Die 1972 geschlossene Ehe hielt am Ende auch nur 8 Jahre. Dalfin gibt zu Protokoll, er habe die Ex-Frau nach dem Grund der Scheidung gefragt; diese habe ihm eine Auskunft verweigert (was den Leser nicht überraschen dürfte). Der indirekte Verfasser spekuliert, Schlomo habe die Ehe als eine unerträgliche Behinderung seiner Freiheit erlebt und deshalb sich von seiner Frau getrennt.

Von großer Bedeutung ist, dass der chassidische Autor einen inneren Konflikt benennt, der Schlomo seit seiner Studienzeit zu schaffen machte. Einerseits war er ein gelehrter Talmudist und ein Chassid, aber im Herzen auch ein eigenwilliger Hippie. Der eigentümliche Weg, den Schlomo einschlug, machte ihn letzten Endes keineswegs glücklich. „Soul Doctor“ hieß das Schlomo-Musical in New York; Dalfin hingegen bezeichnet Schlomo als „tormented soul“ (eine gequälte Seele) – kann ein Mensch nicht beides zugleich sein?

Mehr als 20 Jahre nach seinem Tod faszinieren Schlomos Erzählungen und seine Musiktitel noch immer viele Menschen. Natan Ophir bemerkt in seiner Biographie, dass er plant, in einem zweiten Buch Schlomos Lehren und Tora-Auslegungen zusammenfassend darzustellen. Dalfin erwähnt in einer Anmerkung, dass Mosche-David HaCohen an einer Dissertation über Schlomo arbeitet. Ohne Zweifel wird die Schlomo-Literatur weiter anwachsen.

Yizhak Ahren

Natan Ophir (Offenbacher): Rabbi Shlomo Carlebach. Life, Mission, and Legacy. Urim Publications, Jerusalem 2014, 504 Seiten.

Chaim Dalfin: The Real Shlomo. Gaon Books, Santa Fe 2015, 237 Seiten.

Unvergessliche Jahre

Jüdische Zeitzeugen aus der ehemaligen Sowjetunion schildern ihre Erlebnisse mit Krieg und Holocaust: damalige Soldaten und Soldatinnen sowie damalige Kinder während des Krieges. Erzählt wird von der Invasion der deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion, von der Belagerung Leningrads, von der Unterdrückung durch die Kollaborateure, z. B. in Ungarn, Rumänien oder der Ukraine, sowie von der individuellen und massenhaften Ermordung russischer Juden im Sowjetreich.

Einheimische in Deutschland kennen vor allem die Leidensgeschichten von deutschen Juden im Nationalsozialismus. Dieses Buch bietet Gelegenheit zu erfahren, was der Nationalsozialismus für die Bevölkerung in den besetzten Nationen bedeutete – und insbesondere auch für die jüdische Bevölkerung dort. Insofern mag das Buch für manchen Einheimischen Gelegenheit zur Horizont-erweiterung bieten.

Für die Betroffenen – nicht nur für die Autorinnen und Autoren, sondern für alle Neu-Würzburger, die Ähnliches durchlebten – bedeutet dieses Buch eine Würdigung ihrer Biografie und Ausdruck von Respekt gegenüber ihrer Person. Sie stellen mit ihren Texten das Leiden und die Trauer angesichts des damaligen Krieges in den Mittelpunkt und setzen damit einen Gegenakzent zu der Erinnerungskultur im nichtjüdischen Russland bis heute, die immer noch von Heldengeschichten und Militärparaden geprägt ist. Schon der erste Text des Buches von Vladlen Gelman zeigt diesen Paradigmenwechsel. Erzählt wird ein gescheiterter Bomberangriff und damit eine Anti-Heldengeschichte, wie sie aus der Feder eines nichtjüdischen Russen kaum vorstellbar ist.



Für das Zusammenleben der Einheimischen und dieser Neu-Würzburger macht das Buch deutlich, welches große Geschenk es ist, wie diese Menschen im ehemaligen Feindesland leben: ohne Hass und in Versöhnung. Trotz allem erfahrenen Leid bescheinigen diese Neubürger dem heutigen Deutschland große Veränderungen hin zu einer Nation des Miteinanders und des Friedens.

Das Buch erschien noch rechtzeitig. Schon sind es aber mehr Kinder des Krieges als Veteranen, die berichten.

Kompliment an die Redaktionsgruppe: Fast allesamt sind es Personen, für die sich der erste Arbeitsmarkt in Deutschland offenbar

nicht interessiert. Sie haben mit der Herausgabe dieses Buches in sehr kurzer Zeit gezeigt, dass sie zu außergewöhnlichen Leistungen fähig sind. Der Entschluss, dieses Buch herauszugeben, fiel nach einer Lesung von Veteranentexten am 27. Januar, dem Tag der Befreiung des KZ Auschwitz. Bis zu seinem Erscheinen am 9. Mai, dem 70. Jahrestag des Sieges im Großen Krieg, lag gerade ein Vierteljahr. Menschen mussten animiert werden, Erinnerungen niederzuschreiben, die Texte waren zu übersetzen und mit Fotos zu bereichern. Das Buch erscheint in den Sprachen russisch und deutsch. Die Übersetzung aus dem Russischen wurde von Valentina Belsch großartig gemeistert. Bei tadellosem Schriftdeutsch behielt sie den Stil der einzelnen Schreiber bei und bewahrte so das Authentische der schier unfasslichen Inhalte. Bravourös besorgte Jurij Karpelev zum ersten Mal in seinem Leben das Layout einer Buchdatei und eignete sich hierfür das technische Know-how im Bereich Datenverarbeitung eigens an. Ansprechend fiel die Gestaltung mit vielen Fotos durch Larissa Dubovska aus.

Dieses Buch kann künftig eine noch bessere Begegnung zwischen Einheimischen und jüdischen Neubürgern ermöglichen. Es ist ein großes Plädoyer gegen Krieg und für Frieden. Allein aus diesen Gründen ist ihm eine große Leserschaft zu wünschen.

Dieter Fauth

Jüdische Gemeinde Würzburg und Unterfranken (Herausgeber): 1941-1945 – Unvergessliche Jahre. Erinnerungen von Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Würzburg. 292 S., russisch und deutsch, Würzburg 2015.

Der Antisemitismus der Gebildeten

Monika Schwarz-Friesel, Professorin für Linguistik an der TU Berlin, untersucht seit mehreren Jahren den deutschen Antisemitismus der Gegenwart und ihre Erkenntnisse sind alles andere als ermutigend. In dem von ihr nun herausgegebenen Buch „Gebildeter Antisemitismus“ widerspricht sie der allgemein herrschenden Meinung, dass Antisemitismus nur in dem Milieu der dumpfen Glatzköpfe im rechtsextremen Spektrum existiert, denn die Fachleute wissen es besser: Es ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Auch in der Mitte wie links von ihr gedeiht der Juden Hass nach wie vor, der sich immer öfter als Israel-Hass artikuliert, wobei das Wort „Jude“ durch „Israeli“ oder „Zionist“ ersetzt wird. Da Israel ein jüdischer Staat ist, wird er zur Zielscheibe der Judenhasser, die sich oft selbst als „kritische Freunde“ bezeichnen.

Insbesondere die extrem judenfeindlichen Parolen auf den antiisraelischen Demonstrationen anlässlich des Gaza-Konflikts im Sommer 2014 haben etliche deutsche Politiker und Vertreter der gesellschaftlichen Gruppen beunruhigt, aber anscheinend nicht genug alarmiert, denn es gibt keinen Aufstand

der Anständigen dagegen, wie es etwa nach dem Mord an den *Charlie Hebdo*-Mitarbeitern der Fall war. So kann der Antisemitismus nach wie vor in den Medien wie im Kommunikationsraum des Internets sein Unwesen treiben. Zwar gibt es vereinzelte Fälle, wo sich eine Redaktion von einem antisemitischen Mitarbeiter trennt – so der RBB, der 2011 den Moderator des Radio Fritz, Ken Jepsen, fristlos feuerte, nachdem Henryk Broder diesen Fall an die Öffentlichkeit gebracht hatte, weil Jepsen einem Hörer in einer Mail geschrieben hatte, er wisse, wer den Holocaust als PR erfunden und wie Goebbels die entsprechenden Kampagnen umgesetzt habe. Jetzt kann Jepsen als Mitarbeiter von RT (Russian Television Deutsch) seine Meinungen ungehindert weiter verbreiten.

„Gebildeter Antisemitismus“ thematisiert u.a. „die Grass- und Augstein-Debatten sowie ihre Konsequenzen, den links(liberalen) Antisemitismus, die deutsche Nahostberichterstattung und ihr Potenzial für die Aktivierung antisemitischer Ressentiments, den Verbal-Antisemitismus in Web-Kommentaren“, ferner den muslimischen Antisemitismus so-

wie die Ergebnisse der Antisemitismusforschung samt den emotionalen Reaktionen auf diese. Es gab immer wieder skandalöse Vorgänge, bei denen deutsche Intellektuelle eine unrühmliche Rolle spielten: Die Paulskirchen-Rede von Martin Walser im Jahre 1988, seine Polemik gegen Ignatz Bubis und die anschließende Debatte wiederholte sich in einem etwas geringeren Ausmaß 2012, als Günter Grass eines seiner zahlreichen antiisraelischen Gedichte in der Süddeutschen Zeitung publizierte. Der ihn verteidigende Publizist Jakob Augstein – leiblicher Sohn von Walser und Adoptivsohn von Rudolf Augstein – wurde daraufhin als notorischer Israel-Hasser auf eine Liste der führenden Antisemiten gesetzt. Gleich Walser beharrte Augstein in einem Gespräch mit dem damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, auf seiner Meinung und zeugte von völligem Mangel an Einfühlungsvermögen und historischem Verantwortungsbewusstsein angesichts der deutschen Geschichte, welcher weitgehend den „gebildeten Antisemitismus“ auszeichnet.

Dass die überdurchschnittlich Gebildeten und Vertreter kultureller Eliten es sind, die den größten Einfluss auf die Akzeptanz, Ver-

breitung und Artikulation von Antisemitismus haben, ist kein neuzeitliches Phänomen. Judenfeindschaft ist ja bereits bei den Kirchenvätern zu finden und wurde vom Klerus über Jahrhunderte weiter tradiert. Ihre Erben waren sowohl ein Karl Lueger in Wien, Parteien im Berliner Antisemitismusstreit im 19. Jahrhundert wie auch im russischen Zarenreich bis hin zu Stalin. Amerikanische Antisemiten vom Schlage eines Henry Ford haben auch jenseits des Atlantiks zerstörerisch gewirkt. „Ihre oft mit sprachlicher Camouflage kommunizierten (und daher schwerer als solche erkennbaren) Verbal-Antisemitismen aktivieren und reaktivieren die kulturell noch immer tief verankerte Judenfeindschaft und erhalten sie im kollektiven Bewusstsein.“ Die hartnäckige Vorstellung der Post-Holocaust-Gesellschaft, der Antisemitismus sei weitgehend überwunden und dass Bildung Antisemitismus verhindere und das beste Mittel sei, es zu bekämpfen, stellen sich als eine Illusion heraus. Ja, sie verhindert geradezu die Überwindung der tiefstehenden Judenfeindschaft.

Was nicht in dem Buch thematisiert wird, aber dennoch als ein gesellschaftliches Problem allmählich ins Bewusstsein rückt, ist die einseitige, oft durch Vorurteilen belastete



Darstellung des Staates Israel in den meisten deutschen Schulbüchern, welche gerade durch den Abschlussbericht der vierjährigen Arbeit der deutsch-israelischen Schulbuch-Kommission nachgewiesen wurde. In den In-

ternet-Foren und Kommentaren der Online-Presse wie in den sozialen Netzwerken, deren Nutzer vielfach jung sind, findet sich das Echo solcher negativen Bilder der „rückwärtslosen, rachsüchtigen Juden“, die die Palästinenser unterdrücken, und dass „Gaza schlimmer als das Warschauer Getto“ sei. Ähnliches wurde ja 2007 von deutschen Bischöfen behauptet, die die israelische Verteidigungsmauer mit der Berliner Mauer verglichen, welche ebenso fallen werde. In der deutschen Presse war z. B. zu lesen, was der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke sagte: „Morgens in Jad Waschem die Fotos vom unmenschlichen Warschauer Getto, abends fahren wir ins Getto in Ramallah. Da geht einem doch der Deckel hoch.“

Bücher wie dieses sollten viele Leser erreichen. Sie könnten den Vorurteilen und Klischees entgegenreten und zur Aufklärung sowie zur Sensibilisierung unserer Gesellschaft beitragen.

Elvira Grözinger

Monika Schwarz-Friesel (Herausgeberin): Gebildeter Antisemitismus, Eine Herausforderung für Politik und Zivilgesellschaft. 318 S., Nomos Verlag, Baden Baden 2015.

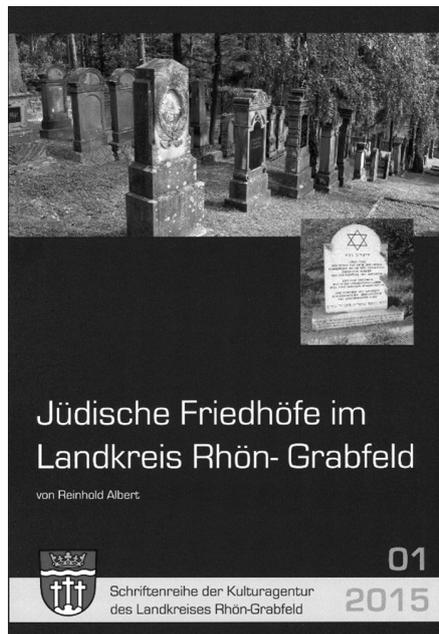
Reinhold Albert: „Jüdische Friedhöfe im Landkreis Rhön-Grabfeld“

Schriftenreihe der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld, 01/2015

Kürzlich erschien als Heft 1 der Schriftenreihe der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld eine bemerkenswerte und sehr interessante Arbeit des Kreisheimat- und Archivpflegers Reinhold Albert.

Nach einem Inhaltsverzeichnis, einem Grußwort von Landrat Thomas Habermann, einem Vorwort zur neuen Schriftenreihe von Dr. Astrid Hedrich-Scherpf von der Kulturagentur sowie einem knappen Geleitwort des Verfassers der Arbeit erfolgt eine kurze Einführung in die Geschichte der Juden im Landkreis Rhön-Grabfeld, in der darauf hingewiesen wird, dass die meisten Juden Bayerns in Unterfranken wohnten, wo aber immer ein latenter Antisemitismus vorhanden war, der dann von 1933 ab mit der Herrschaft des Nationalsozialismus seinem Höhepunkt zustrebte und 1945 im Holocaust und in der Auslöschung aller jüdischen Gemeinden des heutigen Landkreises endete. Auch auf die jüdischen Gemeinden in Unterfranken nach 1945 wird hingewiesen. Sehr eindrucksvoll wird festgestellt, dass die jüdischen Friedhöfe der Region ein Stück Heimat darstellen.

Äußerst anschaulich wird ebenfalls der Umgang mit Tod und Trauer im Judentum erläutert – sowohl die Bestattung als die letzte große Ehre als auch die Inschriften auf den heute noch vorhandenen Grabsteinen, wobei die Grabsteininschrift von Abraham ben Zwi auf dem jüdischen Friedhof von Kleinbardorf (übersetzt von Herrn Michael Träger) exemplarisch für die vielen anderen Grabsteine vorgestellt wird. Im Anschluss daran wird der ehemalige jüdische Bezirksfriedhof – der größte in Unterfranken und zweitgrößte in Bayern – sehr einprägsam in Wort und Bild dem Leser nahegebracht.



Eingegangen wird nicht nur auf die Tatsache, dass heute ein öffentlicher Wanderweg quer durch das Friedhofsgelände führt, es wird auch klar, dass die Begräbnisstätte für viele Gemeinden aus Unterfranken und zum Teil auch aus Thüringen nur durch einen beschwerlichen, sehr steilen Aufstieg zu erreichen ist, dass man hier in der Mitte der Friedhofsfläche ein Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten der zum Friedhof gehörenden Kultusgemeinden finden kann, aber auch die traurige und beschämende Tatsache, dass in den Jahren 1925, 1957, 1977 Schändungen nicht nur durch Angehörige des RAD, sondern auch

andere antisemitische Menschen erfolgten. Der äußerst einprägsamen und liebevoll gestalteten Beschreibung des Bezirksfriedhofes von Kleinbardorf schließt sich eine sehr beeindruckende Übersicht über alle gegenwärtig noch vorhandenen jüdischen Friedhöfe im heutigen Landkreis Rhön-Grabfeld an: in Oberwaldbehrungen, Sulzdorf an der Lederhecke, Mellrichstadt, Weimarschmieden, Ipthausen, Unsleben und Neustädtles/Willmars. Eingegangen wird auch auf die urkundlich erwähnten, heute aber nicht mehr vorhandenen jüdischen Friedhöfe – den „Judenkirchhof“ in Bischofsheim, den Friedhof in Roth bei Hausen, an den immer noch der Name einer Flurgemarkung erinnert, sowie an den Friedhof bei Sulzfeld, dessen Standort bis heute unbekannt ist.

Eine in Wort und Bild sehr anschauliche Übersicht über Grabsteinsymbole auf jüdischen Friedhöfen, ein ausführliches Literatur- und Quellenverzeichnis sowie eine Landkarte des heutigen Kreises Rhön-Grabfeld runden die exzellente Arbeit harmonisch ab.

Reinhold Albert und seinen Helfern ist es in der Tat gelungen, mit seinem Werk über die jüdischen Friedhöfe im Landkreis Rhön-Grabfeld an die jüdische Vergangenheit seiner Region recht einprägsam zu erinnern. Dafür gebührt ihm und allen seinen Mitarbeitern der tiefe Dank und die größte Hochachtung all derer, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer fränkischen Heimat ein Herzensanliegen ist.

Das Buch kann bei jeder Buchhandlung unter der ISBN-Nr. 978-3-942112 erworben werden.

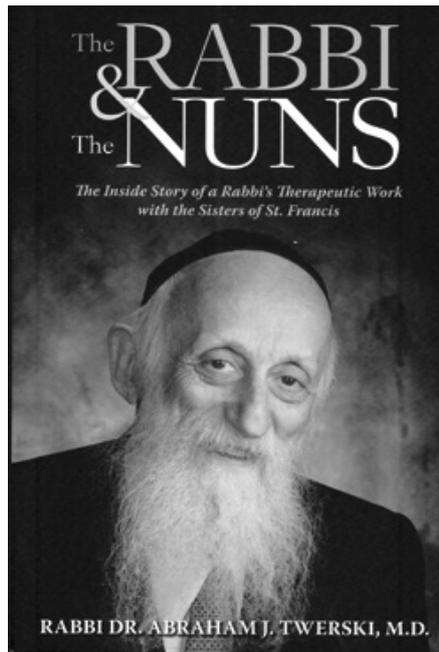
Israel Schwierz

The Rabbi & The Nuns

The Inside Story of a Rabbi's Therapeutic Work with the Sisters of St. Francis

Dass ein chassidischer Rabbiner die Heiligsprechung einer katholischen Ordensschwester befürwortet, kommt nicht aller Tage vor. Rabbiner Dr. Abraham Twerski bezeichnet im neuesten Band seiner autobiographischen Schriften Schwester Adele als eine wahre Heilige. Sie war die Verwaltungschefin des St.-Francis-Hospitals in Pittsburgh und hat Twerski, der dort die psychiatrische Abteilung leitete, durch ihren außerordentlichen Einsatz für die Patienten beeindruckt. Wir erfahren, dass Schwester Adele vertrauensvoll mit Twerski zusammengearbeitet hat und oft bei ihm Rat in spirituellen Fragen suchte. Wie ist es dazu gekommen, dass Rabbiner Twerski Psychiater wurde? Sein Berufswechsel hatte, wie er offen berichtet, nicht mit einer Glaubenskrise zu tun; Twerski war und blieb ein frommer chassidischer Jude, der umfangreiche Werke mit Tora-Auslegungen veröffentlicht hat. Seine Karriere als Gemeinderabbiner beendete er im Alter von 25 Jahren, weil ihm der erlebte Arbeitstag als Redner bei Ritualen nicht zusagte; man kann von einer Art „Praxis-Schock“ sprechen. Bemerkenswert ist, dass Twerski nun erklärt, er habe vor 60 Jahren richtig entschieden, als er Psychiater wurde.

Der Autor ist nicht nur ein vielgeehrter Arzt und Therapeut, sondern auch ein vorzüglicher Erzähler. Anschaulich und präzise skizziert er eine Reihe interessanter Fälle. Seine Geschichten sind stets unterhaltsam und lehrreich zugleich. Da Twerski ein Fach-



mann für Alkoholismus und Drogensucht ist, erfährt der Leser einiges über die Behandlung dieser ernsten Krankheiten. Auf die oft gestellte Frage, warum Nonnen und Priester süchtig werden, gibt Twerski eine schlichte Antwort: Weil sie menschliche Wesen sind! Er plädiert dafür, die Stoff-Abhängigkeit als ein medizinisches Problem und nicht als eine moralische Schwäche zu sehen.

Für einen katholischen Priester, der beim Gottesdienst Wein zu sich nehmen muss, entsteht dann ein Problem, wenn er Alkoholiker ist: Es könnte durch den Genuss von Messwein zu einem gefährlichen Rückfall kommen. Twerski hat einem befreundeten Kardinal den Vorschlag unterbreitet, bei Alkoholikern den obligaten Wein durch Traubensaft zu ersetzen. Kein geringerer als Papst Paul VI. hat Twerskis Vorschlag für gut befunden und eine entsprechende Verordnung erlassen.

Zwanzig Jahre arbeitete Twerski in einem katholischen Krankenhaus. Seinem Buch ist zu entnehmen, dass die Zusammenarbeit überaus erfolgreich war. In der Einleitung zieht der chassidische Rabbiner aus seinen Erfahrungen in Pittsburgh einen hoffnungsvollen Schluss: Wenn man die in der Vergangenheit begangenen Fehler zu vermeiden sich bemüht und Rationalisierungen durchschaut – religiöse Differenzen haben oft als Vorwand für Aggressionen gedient –, dann können sich zwischen Christen und Juden segensreiche Beziehungen entwickeln.

Yizhak Ahren

Abraham J. Twerski: *The Rabbi & The Nuns. The Inside Story of a Rabbi's Therapeutic Work with the Sisters of St. Francis.* Mekor Press, Brooklyn 2013, 194 Seiten.

ISRAEL

Jerusalem gedenkt Maharam aus Rothenburg

Rabbiner Meir Ben Baruch hat aber das Heilige Land nicht erreicht

Diese Ehrung war schon überfällig; endlich ist jetzt in Israels Hauptstadt Jerusalem eine Straße nach Rabbiner Meir Ben Baruch von Rothenburg (1215–1293) benannt worden. An den Maharam – so die übliche Abkürzung seines Namens – erinnert zwar nur eine kleine Gasse, die wohl nur die Anwohner kennen, aber sie verhindert, dass Spötter weiterhin behaupten können, die heilige Stadt habe zahlreiche Sternchen zweiten und sogar dritten Grades geehrt und eine der bedeutendsten Gestalten des Judentums schlicht übergangen.

Der Maharam von Rothenburg war ein hervorragender Tora-Gelehrter, der mehr als tausend Rechtsgutachten verfasst hat. Seine Entscheidungen in ungeklärten oder strittigen Fragen haben ihm einen Platz in der Geschichte des Religionsgesetzes gesichert. Maharams Responsa werden heute noch studiert und zwar sowohl von Halachisten als auch von Historikern. Maharam lebte in einer stürmischen Zeit, in der die Juden in Frankreich und in Deutschland sehr be-

drängt wurden. Als Wegweiser hat er viel zur Festigung der jüdischen Gemeinden beigetragen.

Ein hebräisches Klagelied, das Maharam von Rothenburg nach der Talmudverbrennung in Paris im Jahre 1242 verfasste, *Schaali serufa waesch*, wird noch in unserer Zeit am Tischa BeAw in vielen Synagogen rezitiert. Rabbiner J. B. Soloveitschiks lehrreicher Kommentar zu diesem Klagelied wurde vor wenigen Jahren in englischer Sprache veröffentlicht. Diese Erläuterungen helfen uns, Maharams Stimmung nach der Vernichtung der Talmud-Manuskripte zu verstehen: er war von Sorgen um die Zukunft des jüdischen Volkes geplagt.

Maharam war ein Schüler von Rabbiner Jehiel aus Paris, der im Jahre 1260 nach Erez Israel auswanderte und in der Stadt Akko eine Jeschiwa gründete. Dem Beispiel seines Lehrers wollte Maharam im Jahre 1286 folgen; er verließ zusammen mit seiner Familie Rothenburg ob der Tauber, wo er mehr als

40 Jahre lang die jüdische Gemeinde geführt hatte. Das Heilige Land hat er aber nicht erreicht. Denn er wurde unterwegs verhaftet und König Rudolph von Habsburg wollte den Meister nur unter solchen Bedingungen freilassen, die für die jüdische Seite inakzeptabel waren. Nach jahrelanger Freiheitsberaubung starb Maharam 1293 im Gefängnis, und erst 1307 wurde sein Leichnam für eine enorme Summe ausgelöst und im jüdischen Friedhof zu Worms beigesetzt.

Es ist erfreulich, dass nach dem deutschen Tora-Fürsten, dem es nicht vergönnt war, in Jerusalem zu weilen, nun in dieser Stadt eine Gasse benannt wurde. Die mehrsprachigen Straßenschilder sind aber leider nicht fehlerfrei; jemand hat die im Hebräischen fehlenden Vokale des Stadtnamens falsch erraten. „Hamaharam Meruthenberg“ ist auf den Schildern zu lesen. Wenn man schon die Stadt seines segensreichen Wirkens als Teil des Namens erwähnt, dann bitte nicht in doppelt entstellter Form!

Yizhak Ahren



29. Jüdische Kulturtage München

15. bis 23. November 2015 im Gasteig

Die Jüdischen Kulturtage München, organisiert von der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition, sind längst aus dem herbstlichen Kulturleben der Landeshauptstadt München nicht mehr wegzudenken. Zum 29. Mal wird ein abwechslungsreiches Programm aus Konzerten, Filmen, Diskussionen und Literatur mit einem Eröffnungshighlight der besonderen Art geboten.

Kein geringerer als der weltbekannte Klarinetist **David Krakauer**, der in München bereits mit seinen Klezmer-Konzerten das Publikum begeisterte, wird die Jüdischen Kulturtage München eröffnen (15.11.). Der Grammy-nominierte Solostar präsentiert, begleitet von seiner Band, eine neue, einzigartige Multi-Media-Show „**The Big Picture**“, die schon bei einer Vorführung im New Yorker „Museum of Jewish Heritage“ großen Beifall fand. Das Programm enthält Musik aus bekannten Kinofilmen, wie „Cabaret“, „Fiddler on the Roof“, „Das Leben ist schön“, ausschließlich mit jüdischem Bezug, die Krakauer in Beziehung setzt zu seiner eigenen Biographie. All diese Filme sind auch seine Geschichte und die seiner Familie, aus Sicht eines jüdischen Amerikaners des Jahrgangs 1956.

Ein weithin unbekanntes Stück jüdisch-tschechischer Geschichte zeigt der Dokumentarfilm „**Nach Norden**“, der am 16.11. seine Deutschland-Premiere feiern wird. Der Film, der die Ausstellung „**Sophies Wahl – Der tschechische Weg**“ im Tschechischen Zentrum München begleitet, widmet sich der Geschichte jüdisch-tschechischer Teenager, die 1939 mit Hilfe dänischer Pflegefamilien und der Liga für Frieden und Freiheit die Kriegsjahre in Dänemark verbringen konnten. In einer Art dokumentarischen „Road Movie“ werden die damaligen Kinder und ihre Familien mit

an die Orte genommen, an denen sie während des 2. Weltkrieges und danach gelebt haben. Im Anschluss an den Film findet eine Podiumsdiskussion mit der Autorin des Films, Judita Matyášová, statt.

Das Konzert des quirligen Quintetts „**Melech Mechaya**“ verspricht kultigen Klezmer aus Portugal (17.11.). Die „Party-Könige“, so die freie Übersetzung des hebräischen Band-Namens, präsentieren Musik, bei der ausgelassenes Feiern und Tanzen ganz im Mittelpunkt stehen. Wenn alte osteuropäische Melodien mit portugiesischem Fado gemixt werden, hält es keinen mehr auf seinem Stuhl.

Mit ihrer szenischen Lesung „**Auch Nicht-raucher müssen sterben**“ präsentieren die aus Funk und Fernsehen bekannten Schauspieler **Peter Machac** und **Monika Strauch** hintergründig-humorvolle Glossen und Anekdoten von Friedrich Torberg und Weggefährten wie Ephraim Kishon, Marlene Dietrich, Ferenc Molnár u.a. (18.11.). Ein Konzert der israelischen Liedermacherin **Yael Deckelbaum**, auch bekannt als Mitglied der Band HaBanan Nechama, beschließt den Abend. Die Medien feiern Yael Deckelbaum seit geraumer Zeit als die israelische Joni Mitchell. Bereits mit sechzehn Jahren gewann sie die Auszeichnung als beste Nachwuchs-Singer-Songwriterin Israels. Lassen Sie sich von der charismatischen Sängerin verzaubern.

Mit dem Konzert „**Zuflucht in der Musik**“ – **Tschechisch-jüdische Komponisten im Zweiten Weltkrieg** ehrt das Prager **Janáček Trio** jüdische Komponisten, die in Konzentrationslagern gefangen waren (19.11.). Gideon Klein, Pavel Haas und Erwin Schulhoff wurden dort ermordet. Der einzige Überlebende war Petr Eben. Ihren Willen, komponieren und musi-



David Krakauer (15. 11.)

zieren zu können, ließen sich diese Musiker auch nicht im Konzentrationslager nehmen.

Das Ensemble „**Yemen Blues**“ spielt live eine mitreißende Musik, die jedes Publikum begeistert. Freuen Sie sich auf ein weiteres Konzerthighlight aus traditionellen jemenitischen Melodien, westafrikanischen Grooves, Blues,



Yemen Blues (21. 11.)



Yael Deckelbaum (18. 11.)

Foto: Asaf Einy



Melech Mechaya (17. 11.)

Jazz und Funk (21.11.). Die Band aus Israel war der World Music Shooting Star des Jahres 2011! Die Musiker könnten verschiedener in ihrer kulturellen Herkunft kaum sein und scheuen sich nicht, unterschiedlichste Instrumente, wie z.B. die Oud und die Posaune, zu vereinen.

Eine hochinteressante, prominent besetzte Podiumsdiskussion zum Thema „Die dritte Generation nach dem 2. Weltkrieg“ widmet sich der Frage, inwiefern die dritte Generation noch heute von diesen Ereignissen beeinflusst ist (22.11.) und der Tatsache, dass Spätfolgen in der dritten Generation lange unterschätzt wurden.

Wie jedes Jahr findet auch eine Veranstaltung

im Jüdischen Museum statt. Dieses Mal die Finissage der erfolgreichen Ausstellung „Jukebox. Jewkbox! Ein jüdisches Jahrhundert auf Schellack und Vinyl“ (22.11.). Sie widmet sich der Geschichte dieses ersten Mediums der Massenunterhaltung des 20. Jahrhunderts und der Geschichte globaler Popkultur. Am Geschmack des Mainstreams orientiert, gleichzeitig aber auch immer Ausdruck persönlicher Identität, findet sich auf der Schallplatte auch die jüdische Erfahrung des 20. Jahrhunderts verewigt. Kurator **Hanno Loewy** wird Platten auflegen und dazu erzählen.

Zum Ausklang der Jüdischen Kulturtag präsentiert das **Orchester Jakobsplatz** mit „Shanghai – mehr als ein Konzert“ Werke jü-

discher Komponisten in Shanghai sowie Stücke chinesischer Komponisten, die jüdische Lehrer hatten (23.11.). Nach dem Novemberpogrom 1938 war Shanghai der einzige Ort weltweit, der noch ohne Einreisebeschränkungen für Juden zu erreichen war. Mittels Fotoprojektionen und Videointerviews, unter anderem mit dem Gründungsdirektor des Jüdischen Museums Berlin, Michael Blumenthal, wird das Leben der jüdischen Flüchtlinge in Shanghai dem Publikum näher gebracht. Zugleich präsentiert das Programm eine einzigartige Verbindung zwischen Judentum und Islam sowie zwischen zentraleuropäischer und chinesischer Kultur.

Programmübersicht und Karten siehe Umschlagrückseite.

Einladung zur Bewerbung um den Simon-Snopkowski-Preis 2016

Die Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V. vergibt im September 2016 im Rahmen eines Festaktes in der Münchner Residenz zum 6. Mal den Simon-Snopkowski-Preis für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Forschung zur jüdischen Geschichte und Kultur bzw. zum Holocaust mit besonderem Bezug zu Bayern.

Bewerbungen von jungen Forschern, auch von Schulklassen in Bayern, die in diesem oder dem kommenden Schuljahr ein solches Projekt durchführen, werden entgegengenommen. Hierzu senden Sie bitte eine ausführliche Beschreibung Ihres abgeschlossenen Projekts per Post an die

Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.
Postfach 860 363
81630 München

Einsendeschluss ist der 31. März 2016.

Für Rückfragen senden Sie bitte eine E-Mail an: juedischekulturmuenchen@t-online.de

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung.

В ГОСТЯХ У ЛЕВИАФАНА

Гой в сукке

По-русски говорят о человеке, который где-то чувствует себя неудобно: „он оказался не в своей тарелке“, а немецкие евреи говорили „er sitzt da, wie der Goy in der Sukke“ – „он сидит, как гой в сукке“. „Как гой в сукке“ – значит, быть не на своём месте, там, где делать нечего. Тем примечательней, что из всех еврейских праздников Суккот – самый „интернациональный“.

Почти все еврейские праздники носят семейный, домашний характер, основанный на событиях еврейской истории, на принципах еврейского миропонимания. Пессах – основа еврейского народа, его появление на свет. Шавуот – это праздник дарования Торы народу Израиля. Ханука, Пурим – это парадигмы еврейской истории. Шаббат, наш главный праздник, „Знак между Мной и вами“ – это день, законы которого касаются исключительно и исключительно евреев. Никогда и нигде вы не найдёте ни в Библии ни в Талмуде требования вынести эти специфически еврейские дни за пределы еврейской семьи, еврейского дома. Это всё праздники „для внутреннего употребления“.

Не таковы осенние праздники – Рош ГаШана, Йом Кипур и Суккот. Почему Рош ГаШана и Йом Кипур универсальны, понять не сложно. Эти дни касаются всего человечества, его отношений с Творцом, а точнее – каждого отдельного человека. Но почему Суккот?

Специфика праздника

Суккот – это один из трёх праздников, во время которых всякий еврей обязан был прийти в Иерусалим, праздник, о котором сказано: „Дабы знали ваши поколения, что в шалашах („суккот“) поселил я сынов Израиля, когда выводил их из земли Египетской“ (Вайикра/Левит 23,43). Казалось бы, что и тут мы имеем дело с памятью о событии, касающемся лишь еврейского народа, а потому с праздником исключительно национальным. Но это не так. В дополнение к национальной смысловой нагрузке, без которой и праздника бы никакого не было, этот день имеет международный, „над“-народный, универсальный характер. Пророк Захария, живший во времена возвращения евреев из вавилонского плена (538-й год д. н. э.), рассказывает в своей книге о том, что в конце времён наступит „день единственный, известный одному Всевышнему – не день и не ночь“ (14,7), когда соберутся все народы, чтобы воевать против Израиля, но будут поражены Всевышним. Но эта война будет последней, после которой войн уже не будет, ибо все народы объединятся в своём признании Всевышнего, „в тот день Всевышний будет един (для всех людей), и имя его едино“. И вот, когда это наступит, тогда „каждый, оставшийся из тех народов, приходивших войной на Иерусалим, будет подниматься (в Иерусалим) из года в год, чтобы поклониться Царю, Богу Воинств, и праздновать праздник Суккот“ (14,16). А если кто-

то не придёт в Иерусалим, чтобы праздновать Суккот – „не будет над ними дождя“ (14,17).

Символика

Чем же заслужил этот праздник такое значение? Где в нём самом тот интернациональный характер, о котором говорит пророк Захария?

Ответ на этот вопрос кроется в законах и обычаях праздника. Если мы взглянем на главный из них – предписание на целых семь дней перенести центр своей жизни из дома в „шалаш“ с пальмовой (в Европе – с еловой) кровлей, на время отказаться от комфорта, домашнего уюта, а точнее – перенести часть этого уюта и комфорта в сукку, то отличие этого праздника от всех прочих нельзя будет не заметить. Если посмотреть со

стороны, то этот обычай выглядит странно: в начале осени, когда лето на исходе, когда начинает холодать и народ покидает пивные лужайки, еврей берёт в руки доски, молоток и гвозди – и возводит на улице, под открытым небом, четыре стены. Это должны быть именно стены, т. е. то, что может служить укрытием, противостоять ветру. На эти стены еврей накладывает „сехах“ (корень „сахах“, отсюда и происходит слово „сукка“), покрытие из ветвей, которое, в отличие от стен, не должно защищать от непогоды. Если „сехах“ не пропускает дождь, он не годится. Более того, „сехах“ должен быть достаточно прозрачен, чтобы через него были видны крупные звёзды. Но если такая крыша и не сможет защитить от сильной непогоды, она, тем не менее, должна защищать от солнца – тени в сукке должно быть больше, чем солнечного света. За всеми этими законами кроется внутренняя символика, которая подробно разобрана в



Мориц Оппенгейм: „Суккот“ (1868)

статье „Левиафан“ немецкого раввина 19-го века Самсона Рафаэля Гирша (1808-1888 см. журнал Jeschurun за 1861-й год). В соответствии с концепцией Гирша, сукка построена на противопоставлении „стен“ с одной и „сехаха“ – с другой стороны. Если стены и крыша – это символы человеческого труда, его гения, призванного защитить человека от природы, то „сехах“ сам по себе обозначает границы и пределы этой защищённости и обращает – дословно! – взор человека наверх. „Сехах“ должен происходить из природы (поэтому требуется растительное покрытие), но не должен быть частью природы (поэтому для „сехаха“ не годится живая изгородь или сень дерева); человек должен его уложить, но он не может его создать.

Сукка становится воплощением соединения человеческого труда и божественного провиденья, *созидания и понимания*. А в более общем смысле – общечеловеческого и специфически

еврейского подхода ко Вселенной. Если человеку вообще свойственно подходить к миру с линейкой и циркулем, с серпом и молотом, созидательно, то еврей подходит к нему ещё и с Торой, сознавая, что не всё поддаётся логическому пониманию, измерению, изменению и покорению. Подобный класси-



Суккот (Амстердамская Аггада, 1695-й год)

ческий антагонизм проявляется и в строительстве сукки, которая соединяет в себе эти противоположности.

Когда оба подхода сливаются вместе, то становится ясно, что для гармонии они необходимы друг другу. Одни стены не могут служить суккой – им не хватает завершения, „сехаха“, но только кровля, какой бы „кошерной“ она не была, суккой ещё не является – необходимы стены. Этим обусловлена обоюдная связь, которую так ясно выразил средневековый философ Иегуда Галеви, сравнив еврейский народ с сердцем человечества. Сердце (конечно, в аллегорическом понимании) даёт жизнь всему организму, объединяя его органы в единое целое, задавая ритм жизни. Оно надёжно защищено от внешних ран, но открыто для любого душевного недуга; оно никогда не простудится, но, тем не менее, нередко „болит“; это „самый здоровый и одновременно самый больной орган“. Но как организму необходимо сердце, так и сердце немислимо без организма.

Эта яркая метафора, конечно, несколько идеализирует истинное положение дел, но именно она заложена в саму конструкцию сукки.

Не только на символическом, но и на „практическом“ уровне Суккот выводит нас за границы своего „дома“ – в прямом и переносном смысле, заставляет покинуть границы повседневности. В отличие от прочих праздников, Тора обязывает нас на семь дней покинуть наши жилища. Уходя из дома, перенося все праздничные трапезы в сукку, мы оставляем за спиной обыденное и привычное, нарушаем установленные нормы существования. Но главное здесь то, что делаем мы это открыто. Суккот нельзя праздновать „за закрытыми дверями“, незаметно. Более чем когда-либо мы

должны быть готовы к вопросу: „А что это вы здесь делаете?“ – и суметь дать на него ответ.

Пессах и Суккот

Суккот – это своего рода зеркальное отражение Пессаха (между обоими праздниками ровно полгода). В Пессах мы отмечаем Исход евреев из Египта, освобождение из рабства. Тот исход так же нарушал каноны сложившихся веками взаимоотношений „хозяин-раб“, создавал новую реальность. Но акцент здесь лежит именно на моменте „исхода“, покидания прежнего места жительства. „Переезд“ из дома в сукку – тоже своего рода „исход“, но только в центре здесь не „отправление“, а „прибытие“. Евреи покинули рабские хижины Египта именно и только для того, чтобы оказаться под полупрозрачной кровлей суки, которую распростёр над своим народом Всевышний. Недаром первое место, куда пришли евреи после того, как покинули Египет, так и называлось – Суккот: „И ушли сыны Израиля из Рамсеса и расположились в Суккоте“ (Бемидбар/Числа 33,5, ср. также Шемот/Исход 12,37). Получается, что в Суккот реализуется тот потенциал, который заложен в Пессахе.

Какова же окончательная цель Пессаха, отражённая в Суккоте? С предельной ясностью она выражена в словах пророка Исаи (Йешаягу 2,4): „И рассудит он народы, и даст поучение всем народам, и перекуют они мечи свои на орала, а копьё свои – на садовые ножницы, не поднимет народ на народ меча, и не будут более учиться войне.“ Смысл освобождения нельзя сводить только к решению политических или социальных проблем одного народа. Это освобождение лишь звено в цепи событий, которые должны служить исправлению всех тех несправедливостей, которыми наполнена история людей.

Но исход – не бегство. Бегут ночью, тайком, опасаясь быть пойманными. Исход из Египта происходил при свете дня, открыто и на глазах у всех. Облака, которые окутывали евреев в пустыне и служили им защитой, и были, по мнению раввинов, теми самыми „шалашами“, в память о которых мы обязаны устанавливать сукку, являлись видными всем знаками божественного присутствия.

В гостях у Левиафана

Самсон Рафаэль Гирш в уже упомянутой статье приводит странное высказывание мудрецов: „Каждый, кто в наше время сидит в сукке (в дни праздника), того Всевышний в будущем удостоит оказаться в сукке Левиафана“ (мидраш „Песикта“). Левиафан – легендарное морское чудовище, о котором сказано (Иов 40,25-28): „Можешь ли ты вытащить Левиафана удой (из воды) и верёвкой схватить его за язык? Вденешь ли кольцо в ноздри его? Проколешь ли иглою челюсть его? Станет ли он умолять тебя и говорить с тобою кротко? Заключит ли он договор с тобой? Станет ли он навек рабом твоим?“ – это чудовище, по р. Гиршу, символизирует народы мира – неукротимые, жестокие, над которыми не может совладать один человек. Таким образом, приведённое высказывание также отражает интернациональную суть праздника, который, вырываясь за рамки еврейского народа как на символическом, так и на „практическом“ уровне, в будущем должен объединить человечество.

Владислав Зеев Сленой

биография

ГЕРМАН МААС

Наступили времена, когда даже самые правильные понятия вызывают сомнительные ассоциации — например, скомпрометировавшее себя выражение „борьба за мир“: на ум приходят площади, скандирующие антиизраильские лозунги. Истинные же борцы всегда были в стороне от подобных вакха-

налий. Имя одного из них - Герман Маас.

Что же подвигло евангелического пастора, родившегося в 1877 году в маленьком Генгенбахе на окраине Шварцвальда, проникнуться идеями сионизма? Ибо сколько их было, священнослужителей тех лет, которые, подобно Маасу, изучив

евангелическую теологию в университетах Галле, Гейдельберга, Страсбурга, без шума и пыли просидели на своих местах до пенсии?.. Что за предвидение заставило именно Мааса отправиться в 1903 году на 6-й Сионистский Конгресс в Базель, где он познакомился с Теодором Герцлем и Хаимом Вайцманом, сдружился с крупнейшим теоретиком иудаизма, философом и мистиком Мартином Бубером? На эти вопросы Герман Маас дал ответ своей жизнью.

В 1915 году Герман Маас, получив теологическое образова-



Герман Маас, 1877-1970

ние, стал пастором в самой большой и видной гейдельбергской церкви Святого духа. На тот момент он уже был членом либерального Синода и Всемирного Союза Международного церковного сотрудничества. 1933-год. Маас наконец-то отправился в долгожданную и тщательно подготовленную поездку в Палестину. Сотни беженцев из Германии, сходящих с американского парохода „Вулканиа“, ошеломили его больше, чем все святыни Святой земли вместе взятые – перемены в Германии настигли его в Палестине. „С первой минуты я видел в Гитлере зло для Германии“, скажет он позже. Погружение в еврейские праздники, изучение иврита и знакомство с еврейской жизнью продлилась полгода, а вернулся Маас уже в другой мир: евангелическая паства требовала притеснения евреев в соответствии с требованиями пришедшего к власти

мнение

ХРАМОВАЯ ГОРА

Тема Храмовой горы в современном Израиле всё более и более набирает актуальность в свете развития ситуации в области статуса – является ли Храмовая гора суверенной территорией еврейского государства, и если так, каковы права евреев в связи с этим? Каковы полномочия ВАКФа – управления святыми местами ислама, и просто мусульман? Каковы,

режима. Ужаснувшийся Маас не изменил своих убеждений несмотря на наложенные запреты на проповеди и публикации. Ему бы отсидеться в провинции, с его-то положением и авторитетом — и власть, проморганная Мааса, возможно, и простила бы ему неблагоприятное путешествие, но вместо этого Герман Маас демонстративно отправляется в самое неподходящее для его карьеры и будущего место: на службу в синагогу.

В 1938-м году, после погромов 9-го ноября, Маас пишет своему другу-еврею в Баден-Баден: „Я с вами не *несмотря* на то, что вы еврей, но *потому что* вы еврей“. В том же году он прибывает мезузу на дверь своего дома.

Фриц Пинкус, раввин Гейдельберга, вспоминал в 1985-м году, как, взывая к разуму и чувству самосохранения своего друга, он просил его более не приходить на молитвы в синагогу... Маас стал действовать: он установил контакты с Англией, Швецией, Швейцарией, благодаря ему и ещё одному протестантскому пастору, Гейнриху Грюберу, арестованному в 1941 году, были переправлены в Англию 950 еврейских детей. Всего же благодаря этим поездкам были спасены почти 10000 человек. Маас заботится и о еврейских стариках в доме престарелых, снабжает еврейских беженцев медикаментами. В 1942 году он лишается возможности преподавать, а в 1943 вынуждают выйти на пенсию. Но он тем не менее продолжает работать. Существуют десятки свидетельских показаний евреев, которых он вырывал из лап смерти до тех пор, пока в 1944 году его не арестовали и не отправили на „исправительные работы“ во Францию.

После окончания Второй мировой войны Герман Маас во всеуслышание обвинил евангелическую церковь в пособничестве нацистам, и не только её: „Груз вины лежит на всём нееврейском населении Германии и на каждом лично, а значит, и на мне тоже“. По мнению Германа Мааса, никакой „компенсации“ ужасных преступлений нацистской Германии нет и быть не может, а „воздаяние возможно только Божьим судом“. Герман Маас прекрасно владел древнееврейским языком и современным ивритом. Сохранилась его переписка с еврейским писателем Бен-Хорином а также три тома комментариев к Ветхому завету в оригинале. Герман Маас был христианином, но – или именно поэтому – он был убеждён в том, что все обещания, данные Всевышним еврейскому народу, остаются в силе. Поэтому он видел огромную – не политическую, а теологическую важность того, чтобы евреи могли вернуться в свою страну. „... и верну детей Рахели на их землю“ – так называется опубликованная им в 1955 году книга, где в числе прочего есть слова, обращённые и к самим евреям: „Тот, кто видит в основании государства (Израиль) лишь светское событие – невежествен и слеп (...) даже если он правоверный еврей“.

В Израиле оценили заслуги пастора: в 1949-м году он стал первым гражданином Германии, который получил официальное приглашение посетить новообразованное государство. А в 1950-м году музей Яд Вашем признал Мааса „праведником народов мира“. Лес в горах Гильбоа также носит его имя. А в Гейдельберге – городе где Маас прожил большую часть жизни и почётным гражданином которого он является, его именем назван мост.

Абрам Комап

наконец, права христиан на это место? Всё это требует своевременного и квалифицированного ответа. Пока же государство Израиль занимает выжидательную позицию, хотя время работает отнюдь не на него. Немалую помощь в этой патовой ситуации могло бы сыграть мнение ведущих раввинов в сфере Галахи – еврейского закона. Однако, сейчас мы наблюдаем

поразительно стойкое молчание, лишь иногда прерывающееся очередным постановлением, которое по-русски звучало бы: "Не пушать!" Но всё ли так просто?

Сосредоточимся на мнении Галахи. Существует мнение, что поднимающийся на Храмовую гору преступает одно из самых строгих предостережений Торы. Так, Тора, в книге Бемидбар, в недельной главе Хукат (19,13) говорит: „Любой, оснувший мертвеца и не очистившийся – Храм Г-сподень осквернил – будет отсечена душа его в Израиле, ибо не освятился он очистительной водой...“ Здесь идёт речь о человеке, осквернившись каким-либо образом мёртвым телом, что не допускает его присутствия в Храме под страхом смерти. Однако гораздо раньше, в самом начале книги Бемидбар (5,1-3), сказано: „И приказал Г-сподь Моше, говоря: Скажи сынам Израиля – вышлите из стана всякого прокажённого, всякого страдающего истечением из тела (*zav* (ивр.)) и всякого, осквернённого мёртвым телом. От мужчины до женщины вышлите вне стана, и не оскверните станы ваши, где Я (Г-сподь) обитаю.“ На этом основании один из главных носителей традиции 12-ого века, Рамбам (Маймонид), говорит нам в своей книге „Мишне Тора“ в разделе законов, касающихся посещения Храма (Биат Микдаш, гл. 3), что существует чёткая градация между 3-мя видами ритуальной нечистоты – прокажённый высылается из самого поселения („стана“), страдающий истечениями из тела – из той части стана, где находится колено Левитов, а нечистый от мертвеца – из „стана Г-сподня“, т. е. Храма. Это соответствует принципу структуры стана Израиля в пустыне: в центре – „Мишкан“ (святилище, прототип будущего Храма), вокруг – стан колена Леви, далее – стан 12-ти колен Израилевых. Так вот, прокажённый высылается из всех станов, „зав“ – из стана Леви, нечистый от мертвеца – непосредственно из Храма и Храмового двора. На настоящий день проблема состоит в том, что всё наше поколение нечисто, т. к. все либо прикасались к мёртвому телу, либо присутствовали на похоронах, либо находились в доме с мёртвым телом. Для очищения от этой нечистоты Тора предписывает определённый ритуал, который, однако, в наше время не может быть выполнен.

Есть ли выход из этой ситуации? Может ли „обыкновенный человек“ в наши дни прийти на Храмовую гору? Мишна в трактате Мидот („Размеры (Храма)“), говорит: „Храмовая гора занимает площадь 500 на 500 локтей“ (2,1). Но ведь современная Храмовая гора гораздо больше! Тогда выходит, что у неё есть поздние достройки, а значит, что там присутствие ритуально нечистого возможно. Оказывается, и тут не всё так просто. Современные авторитеты в области Галахи утверждают, что они не знают, где на современной Храмовой Горе располагается ... сама Храмовая Гора! Впрочем, и здесь есть альтернативное мнение.

Всё первое тысячелетие после разрушения Храма евреи безуспешно пытались его восстановить (Бар-Кохба, 2-й в. н. э.,

император Юлиан-Отступник, 4-й в. н. э., Биньямин из Твэрии, нач.7-го в. н. э. и т. д.). Но это значит, что эти люди как минимум обладали понятием, где располагается Святая Святых, а где жертвенник и т. д. Но и это ещё не всё. В 11-ом в. н. э. рабби Йехиель из Парижа поднимает вопрос о выкупе участка земли на Храмовой горе под постройку жертвенника. В 16-м веке дона Грация и её племянник Йосеф Наси („князь“), бежавшие из Португалии в Турцию, пытаются уговорить султана Селима 2-го позволить евреям выкупить участок на Храмовой горе. Хатам Софер (Р. Моше Софер, 18-19-й



Храмовая Гора, фотография 1864-го года

вв.) ведёт переписку с рабби Акивой Эгером по поводу приобретения участка на Храмовой горе. Перечень можно продолжать.

И всё же существует ли какое-нибудь раввинское постановление, подтверждающее давнюю традицию о местонахождении изначальной Храмовой горы? Оказывается – есть, и не одно! Так, *Радбаз* (Р. Давид бен Саломон ибн Зимра, 16-й век) в одном ответе (648), пишет, что „в любом случае нет сомнения, что камень этот, который под куполом (мечети), и есть Камень Основания („Эвен Штия“), на котором располагалась Святая Святых Храма! То же говорит Хатам Софер в упомянутой уже переписке с рабби Акивой Эгером и многие другие раввины. Этот список можно продолжить.

В заключение отметим, что большинство раввинов из нынешнего национально-религиозного лагеря не только не запрещают, но и поддерживают приход на Храмовую гору. Из всего этого следует, что тем, кто желает прийти на Храмовую гору, как говорится, „есть на кого опереться“.

Израэль Горелик

Литература

САУЛ ЧЕРНИХОВСКИЙ (1873-1943): „ИЗ ПЕСЕН ИЗГНАНИЯ“

„Откуда ты, странник?“

С Востока. Я был в Ханаане, там горы
Все плачут, и слезы алмазным потоком
Бегут в Иордана холодное лоно.

Я громко воззвал... Оглашая просторы,
Шакал мне ответил на кряже высоком,
Звучавшем напевами дщери Сиона.

„А наши твердьни?“

Их мощные стены — лишь груда развалин,
Обломки камней на родимых могилах;
Средь них не гнездятся напевы преданий,
Их дух омрачен и безмерно печален,
И сохнут под солнцем на нивах унылых
Кровавые реки, пролитые в брани.

„А память зелотов?“

Спроси у орлов, им глаза расклевавших,
У псов, что их кости глодали с рычаньем,
У ветра, разнесшего прах по пустыне.
У мудрых не спрашивай! Что им до павших?
Их книги обходят героев молчаньем,
В их сердце нет места борцам за святыни

„Так что же осталось?“

Пещеры в горах для отважных и сильных,
Расселины скал для взыскующих мести,
Поля, где немало прольется народом
И пота, и крови потоков обильных,
Когда на родном и утраченном месте
Он вновь заживет под родным небосводом.

(пер. О. Румера)

A papirene brik

Zur 50. Jahrzeit von Kadia Molodowski (1894–1975)

*Heute kam über meine papirene Brücke
(Genau die, über die ich zu meinem Glück
hinübergehe)*

*Eine sechzigjährige Frau (mindestens sechzig)
Mit erfrorenen, nackten Füßen.*

(...)

*Ich hab mir ein Haus erdacht und ein Bett,
goldene Tage und Nächte voll Sternen,
ich erdachte mir einen Mann und ein Kind,
jeden Frühling grün und braun die Sommer.*

(...)

*Aber ich habe nie die Schuhe für die
sechzigjährige Frau erdacht, –
So standen wir heute und unterhielten uns,
sie sprach von Schuhen, weil sie fro,
und ich einfach so, hatte nichts Besondres vor.¹*

Kadia Molodowski wurde am 10. Mai 1894 in Bereza Kartuska geboren, einer weißrussischen Stadt in der Provinz Grodno. Sie kam aus einer traditionellen jüdischen Familie, die jedoch gleichzeitig von der Jüdischen Aufklärung stark beeinflusst war. Ihr Vater, Isaac Molodowski, war großer Anhänger des Zionismus, aber auch traditioneller Lehrer, und er unterrichtete Kadia in seiner Gruppe im Cheder und auch zu Hause. Die Großmutter väterlicherseits war ebenfalls Lehrerin und brachte ihr die grundlegenden Gebete bei. Der Vater engagierte Lehrer, die sie in Russisch und anderen weltlichen Fächern unterrichteten. So konnte Molodowski mit 17 Jahren ihren Schulabschluss machen und ein Jahr darauf erwarb sie das Zertifikat, selbst unterrichten zu dürfen.²

Kurz nachdem Molodowski Lehrerin geworden war, traf sie Yehiel Halperin, ebenfalls Pädagoge und Verfechter der Wiederbelebung der hebräischen Sprache. Sie zog 1913 nach Warschau, weil sie das junge jüdische intellektuelle Leben dort reizte. Sie wollte selbst Hebräisch studieren, um es als lebendige Sprache zu unterrichten. Molodowski besuchte hier Halperins Kurse für Lehrer und unterrichtete sechs Jahre lang selbst an dessen Schulen. Sie hatten das Ziel eine Gesellschaft für moderne jüdische weltliche Erziehung zu schaffen.

In dieser Zeit wechselte Molodowski häufig ihren Aufenthaltsort, da Halperin seine Schulen im Zuge des Ersten Weltkrieges mehrmals umziehen musste. Auf ihren Reisen wurde sie Zeugin der extremen Armut und der unerträglichen Arbeits- und Lebensbedingungen, denen die meisten Juden ausgesetzt waren. Sie arbeitete mit Kindern in verschiedenen Waisen- und Flüchtlingsheimen. Diese Erfahrung prägte Molodowskis Arbeit ihr Leben lang. Nach Aufenthalt in mehreren ukrainischen Städten landete sie schließlich 1916 in Odessa, von

wo sie aber schon im Folgejahr zurück nach Bereza fuhr, als sie von der Russischen Revolution erfuhr. Ihre Heimatstadt lag im jüdischen Siedlungsgebiet des zaristischen Russlands und sie wollte zu ihrer Familie, die nun direkt von der Umformung des Staates betroffen war. So trennten sich in dieser Zeit der Umbrüche nach und nach die Wege von Kadia Molodowski und Yehiel Halperin, der wiederum seine Schulen an einen anderen Ort bringen musste. Molodowskis Heimreise aber ging nicht reibungslos vonstatten und so kam sie zunächst nur bis Kiew. Hier unterrichtete sie zwei Jahre lang jüdische Waisenkinder, die vor Pogromen in der Ukraine entkommen waren.³

Nach der Bolschewistischen Revolution war Kiew das Zentrum der sozialen und literarischen Bewegung. Die neue sowjetische Regierung unterstützte die Verwendung des Jiddischen auch als Sprache im öffentlichen Kontext und die gerade entstehende literarische jiddische Avantgarde konnte ihre Werke etablieren. Autoren wie David Hofstein, Der Nister, Lejb Kwitko und David Bergelson waren Mitglieder der „Kiewer Gruppe“. Molodowski kam 1917 nach Kiew und wurde ebenfalls Mitglied der Gruppe. Bergelson ermutigte sie, ihre Gedichte in der Zeitschrift der Gruppe, *Ejgns* (Unseres), zu publizieren.⁴

In Jahr 1920 heiratete Kadia Molodowski den Historiker und Literaturkritiker Simche Lev. Zusammen ließen sie sich im folgenden Jahr in Warschau nieder, wo sie bis auf kurze Unterbrechungen bis 1935 lebten. Sie engagierte sich bei der Zeitschrift „Freund“ (*Frajnd*), einem kommunistischen Organ, bei dem ihr Mann Simche Lev als Journalist tätig war. Doch Molodowski traf in Warschau vor allem auf die Literaten I. J. Bashevis Singer, Peretz Markisch und Melech Rawitch. Sie arbeitete an deren Literaturzeitschrift *Literarische Bleter* mit, dem damals wichtigsten Organ für jiddische Literatur in Polen und auch international. Dort veröffentlichte Molodowski 1927 ihren ersten Gedichtband „Nächte im Cheschwan“ (*Cheschwendike Necht*). Am bekanntesten daraus ist wohl der Zyklus „Frauengedichte“ (*Frojen Lider*), in dem sie beschreibt, welchen Herausforderungen die jüdischen Frauen aus der traditionellen jüdischen Kultur im modernen Leben gegenüberstehen. Vor allem setzt sie sich damit auseinander, dass sie selbst einen anderen Lebensweg eingeschlagen hat als ihre Vorfahren. Molodowski publizierte von diesem ersten Band an kontinuierlich bis 1974 ihre Lyrik- und Prosatexte.⁵

In Warschau nahm Molodowski außerdem wieder ihre Arbeit als Lehrerin auf. Sie arbeitete in Schulen der TSISCHO (Tsentrale Jiddische Schul-Organisatje). Diese Schulen wurden in den 20er-Jahren in Polen gegründet als Antwort auf die jüdische kulturelle

Autonomie nach der Unabhängigkeit Polens. Viele junge Juden suchten in dieser Zeit einen Weg, ihre jüdische Identität mit der modernen Welt zu verknüpfen und Kadya Molodowski gehörte zu den Vorreitern in der jiddischen säkularen Erziehung. Während sie in diesen Schulen unterrichtete, empfand sie die Notwendigkeit, jiddische Gedichte für Kinder zu schreiben, um ihre Schüler aufzumuntern und zu motivieren. Diese Gedichte wurden in ihrem zweiten Buch *Majsselech* (Geschichten, 1931) veröffentlicht. Mit diesen Texten wollte Molodowski ihren Schülern eine Zuflucht vor der Armut bieten.⁶ Heutzutage sind wohl vor allem ihre Gedichte für Kinder bekannt, wie „Ein Mantel aus einem dunklen Kleidungsstück“ (*A mantl fun a tunkeln gewantl*), wo ein Mantel über Jahre hinweg für viele Geschwisterkinder immer wieder geflickt und umgenäht wird, oder auch das Gedicht „Kleine Schuhe“ (*Schichelech*), in dem Schuhe einen armen Jungen aufsuchen, um seine nackten Füße zu bedecken.⁷

Danach folgten Lyrikbände für Erwachsene „In der Dzielna Straße“ (*In Dzhike Gas*, 1933) und *Frejake* (1935). *Dzhike Gas* war die Adresse von Kadia Molodowski und ihrem Mann in Warschau. Diese Straße lag im heruntergekommenen armen Viertel Warschaus und hier befand sich zwischen der Dzielna- und der Pawia-Straße das Gefängnis für politische Häftlinge, der Straße nach als der Pawiak bezeichnet.⁸ Molodowski ist zwar politisch links engagiert, dennoch spürte sie immer die Distanz zwischen ihr als Dichterin und der wirklichen Arbeiterklasse:

Und ich – man zeigt mit dem Finger auf mich:

„Da sieh, die Dichterin,
der Teufel soll sie holen,
die lungert hier herum,
und macht Reime aus unserem Unglück.
Wäre sie gestern mit uns auf der Straße
gewesen – hätte sie mal sehen können
wie ein Zwanzigjähriger totgeprügelt wurde
in der Dzhike Nummer zehn.“
Und ich, weiß nichts darauf zu antworten,
ich weiß,
ich gehöre nicht zu „da oben denen“.⁹

Als die Entbehrungen für die jüdische Bevölkerung Warschaus immer größer wurden, ging Molodowski 1935 nach New York. Ob dieser finanzielle Aspekt allein für ihre Emigration ausschlaggebend war, lässt sich nicht eindeutig sagen. Zunächst folgte sie wohl nur der Einladung eines New Yorker Verlages, des *Farlag Matones*, der die Schriften von Scholem Alejchem herausgab. Ihr Ehemann konnte auf Grund von Schwierigkeiten, ein Visum zu erhalten, erst 1938 nachkommen. Molodowskis Vater und ihre Schwestern, die Mutter war bereits 1923 verstorben, waren schon seit ein paar Jahren in den USA

ansässig geworden.¹⁰ Allerdings fiel ihr das Ankommen in der neuen Heimat schwer. Sie spürte den Erwartungsdruck sich zu assimilieren, ihre ausgeprägte Jiddischkeit abzuliegen und mit dem Strom der Mehrheit mitzuschwimmen.

In ihrem Band „Im Land meiner Gebeine“ (*In Land fun majn gebejn*, 1937) beschreibt Molodowski die emotionalen und psychischen Auswirkungen ihrer Reisen und ihre Suche nach einer spirituellen und psychischen Heimat. In den Gedichten dieses Zyklus folgt sie den Stationen ihrer Emigration. Nach Erschöpfung und Verzweiflung bei der Ankunft in den USA folgt die Verbitterung über den Schmelztiegel der Kulturen. Im Gedicht „Buchstaben“ (*Ojssjes*) geraten jiddische und englische Buchstaben und Wörter miteinander in Konkurrenz und Jiddisch „macht bankrott“, während sich die Menschen schon längst mit Amerika und dem neuen Lebensstil arrangiert haben und ihre Kinder nun wie alle Julie oder Caroline nennen.¹¹ In ihrem Prosawerk *Fun Lublin bis Nju Jork: togbuch fun Riwke Zilberg* (1942) setzt sie sich mit den Schwierigkeiten der Exilsituation auseinander. Unter dem Pseudonym Riwke Zilberg schrieb Molodowski eine Kolumne über berühmte jüdische Frauen für die Zeitung *Forverts*.¹²

Wie bei vielen jiddischen Dichtern in Amerika, veränderten die Nachrichten vom jüdischen Schicksal in Europa während des Zweiten Weltkrieges auch die dichterische Arbeit von Kadia Molodowski. Sie beschäftigte sich seither weniger mit dem Thema Heimatlosigkeit, sondern stellte die Fragen nach Gott und der jüdischen Identität. Ihr Gedicht „Gott der Gnade“ spiegelt ihre Desillusionierung und Wut mit Blick auf die Schoa wider:

Gott der Gnade,
erwähl ein anderes Volk,
einstweilen.
Wir sind müde von Sterben und Gestorben,
wir haben keine Gebete mehr,
erwähl ein anderes Volk,
einstweilen.¹³

Das Buch „König David ist alles was bleibt“ (*Melech Dowid alejn is geblibn*), aus dem dieses Gedicht stammt, wurde im eigenen Verlag Molodowskys, Paper Bridge Publishing Company, herausgebracht. Die Gedichte zeigen die Welt, die aus den Fugen geraten ist. Alles steht Kopf und das weiße Blatt Papier ist beredter als jede Nachricht, die man aus dem Ghetto von Verwandten erhält, so Molodowski im Gedicht „Briefe aus dem Ghetto“.¹⁴ Auch spürt die Dichterin die eigene Sprachlosigkeit angesichts der Schoa. Im Text „Ein Gedicht über mich“ (*A Lid wegn sich*) thematisiert sie die „alberne Gewohnheit“ Gedichte zu schreiben. Früher fügte sich alles wie von selbst zusammen und die Strophen hatten ordentliche Reime. Jetzt allerdings stürzt alles Gedichtete schwer wie Stein in sich zusammen:

Die ganze Geographie steht Kopf,
und alles was ich liebte – ist vergiftet.
Die Krähe – ist der Dichter,
der Tröster – ist ein Marder,
und alle Geliebten sehen aus wie Fremde.¹⁵

Im titelgebenden Gedicht *Der Melech Dowid alejn is geblibn* bleibt König David als einziger in einer zerstörten und entvölkerten Welt zurück und reicht dem Messias die Krone, der zu spät gekommen ist:

Er trägt das geheiligte Erbe –
geschunden und tot.
Hier ist deine Krone, Messias,
alle Perlen bewahrt, nicht verschwendet.
Hier ist deine Krone, Messias,
in den beiden letzten jüdischen Händen.¹⁶

Molodowski gründete in den Vierzigerjahren zwei große jiddische Zeitschriften, *Swiwe* (Umgebung, Milieu, 1941–1974) und *Hejm*. Mit *Swiwe* wollte Molodowski dem Jiddischen mehr Nachdruck verleihen, was sie in der modernen amerikanischen jüdischen Gesellschaft vermisste.¹⁷ *Hejm* hingegen war eine Zeitschrift zum Thema Frauen als Pioniere in Israel. Molodowski selbst zog 1949 mit ihrem Mann nach Israel, kurz nach Erlangung der Unabhängigkeit des Staates. Hier verfasste sie den größten Teil ihrer einzigen Novelle „Am Tor“ (*bajm tojer*). 1956 kehrten sie jedoch nach New York zurück.

Ihren letzten Gedichtband „Licht aus dem Dornbusch“ (*Licht fun dornbojm*) publizierte Molodowski 1965. Dieser Band ist voller persönlicher, teilweise selbstironischer Monologe über das Leben und ihre Ehe. Der Band endet jedoch ernsthafter mit dem Abschnitt „Jerusalem“, einer Huldigung des Endes des jüdischen Exils und der Unterdrückung. Auch wenn Kadia Molodowski den Rest ihres Lebens in New York verbrachte, war die Idee der Erlösung im jüdischen Heimatland ihr geistiges und kreatives Zentrum. Im Jahr 1971 erhielt sie vom Staat Israel den Itzik-Manger-Preis, die höchste Ehre für einen jiddischen Literaten. Um ihre Herkunft und ihr familiäres Erbe zu ehren und zu bewahren schrieb Molodowski eine Reihe von autobiographischen Texten unter dem Titel „Das Erbe meines Urgroßvaters“ (*Main elter-sejdns jerusche*), die zwischen 1965 und 1974 entstanden.¹⁸

Kadia Molodowski lebte in New York bis zum Tod ihres Mannes Simche Lev 1974. Danach verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand und sie zog in ein Pflegeheim in der Nähe ihrer Verwandten in Philadelphia, wo sie am 23. März 1975 verstarb. Ihr Erbe, ihre Papierbrücke, beschreibt und verkörpert ihre Liebe für ihr Volk und ihre eigene Suche nach Erlösung.¹⁹

Führe uns, papierne Brücke, in dein Land,
das wir erbaut haben mit ehrlicher Hand,
im Schein der Not und in der Reinheit
unseres Herzens,
kein Mensch gefoltert, kein Kind beschämt.²⁰

Fußnoten

- 1 Kadia Molodowski: Dzhike gas. Lider, Warschau 1936, S. 43.
- 2 Kathryn Hellerstein: Molodowsky, Kadia, The Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe [http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Molodowsky_Kadia]. Siehe auch: Kathryn Hellerstein: Paper Bridges. Selected Poems of Kadya Molodowsky, Detroit 1999.

- 3 Peter Comans (Hg.): Splitter von Licht und Nacht. Jiddische Gedichte: Anna Margolin, Kadia Molodowsky, Malka Heifetz Tussman, Rochl Korn, übersetzt und herausgegeben von Peter Comans, Frankfurt am Main 2013, S. 76f.
- 4 Aaron Rubinstein: Kadya Molodowsky [http://www.yiddish-bookcenter.org/kadya-molodowsky]
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Kadia Molodowski: Majsslech, Warschau 1931, S. 25 und S. 85.
- 8 Comans, S. 84.
- 9 Kadia Molodowski: Dzhike gas. Lider, Warschau 1936, S. 5.
- 10 Comans, S. 79.
- 11 Ebd., S. 85.
- 12 Kathryn Hellerstein: Molodowsky, Kadia.
- 13 Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn. Lider, New York 1946, S. 3.
- 14 Comans, S. 85.
- 15 Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn, S. 12.
- 16 Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn, S. 74.
- 17 Comans, S. 80.
- 18 Kathryn Hellerstein: Molodowsky, Kadia.
- 19 Aaron Rubinstein: Kadya Molodowsky.
- 20 Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn, S. 84.

מ י ין ש פ ר א ד

ד ז ש י ק ע ג א ס

י. אַפּאַטאַשױן

ס'איז פּוּפּצנטער אין חודש אייר,
 עס זענען טעג, ווי גאַלדענער זאַפּרען,
 עס שמעקט מיט פייגל-מילך. שיעור, שיעור
 דאַכט זיך - עס איז גאַט פאַראַן.
 עס קלינגט די לופט. זומער בליט אין מיינע האַר,
 גאַר איבער מיר שטייט זאַרף די טאַגעדיקע וואַר:
 דאָ ווינען אַרבעטסלאָזע,
 קאַמוניסטן,
 און גאַך - דער דלות.
 טאַג-טעגלעכקייט איז אַ בלוטיקער פאַל,
 קלינגען אַלע דעכער מיט אומגליק,
 טישן מיט - הונגער,
 און דער באַרוועס - מיט אינטערנאַציאָנאַל.
 יידן ווינען דאָ, -
 אַ פאַלק צום אויסגיין פאַר געלעכטער -
 עס ליפערט פאַר דער וועלט בראַקירטע סחורות
 און בלוט פון זיין און טעכטער.
 און איך - מען טייט אויף מיר דאָ מיט די פינגער:
 „אַט זי, די זינגערין,
 אַ רוח אין איר מאַמען,
 זי שלעפט זיך דאָ אַרום,
 און פלעכט פון אונזער אומגליק גראַמען.
 וואָלט זי נעכטן גיין מיט אונז אין גאַס אַרויס און זען -
 מען האָט פאַרקאַטעוועט דעם צוואַנציקערין
 אויף דזשיקע נומער צען.“
 און איך - איך האָב נישט וואָס צו ענטפערן אַ וואַרט,
 איך ווייס -
 איך בין נישט פון די מענטשן „פּערווי סאַרט“.
 און כאַטש עס שטייט אַ קוואַל פון טרערן הינטער מיין אויג,
 בין איך פאַרליבט אין לעבן, ווי אַ צויג.

Kadia Molodowski: Dzhike gas. Lider, 2.Aufl., Warschau 1936, S.5.

ס'איז נישט כדאי
 אזוי פיל צער
 פאַר וואַרט געזאַנגן,
 צי פאַרשוויגענעם.
 עס לעכט אין מיר
 אַ ווייסע שפּראַך,
 אַ וואַרט וואָס כ'האַב נישט
 געזיגלט אים.
 און כאַטש מיין ווייסע שפּראַך
 איז שמום -
 פון ווערטער נישט געפורעמטע,
 איז זי מיין אויסשפּראַך און מיין שטים,
 און מיין נשמה שמורעמט זי.

מיין ווייסע שפּראַך
 האָט נישט קיין כתב
 און נישט קיין צונג
 פאַר איר אַנטפלעק.
 זי לויטערט אויף מיט איר באַשאַף,
 אין ווייסער שטילקייט טויכט אַוועק.

ווען איך אליין וועל ליגן שמום,
 זיך ווונדערן -
 וואָס איך בין פויט.
 מיין ווייסע שפּראַך
 וועט צונמערן
 און אויפזיגען די שמומע רייד.

איך הער זיי אַפט
 ווען כ'ווער פאַרשטויכט
 פון בייזן שפּאַט,
 פון חוצפה-כרום.
 מיין ווייסע שפּראַך
 זי ענטפערט אַפּ,
 ווען מיינע ליפן זענען שמום.

Kadia Molodowski: Licht fun dornbojm. Lider, Buenos Aires 1965, S.107.

אל חנון

אַל חנון,
 קלייב אויס אַן אַנדער פאַלק,
 דערווייל.
 מיר זיינען מיד פון שטאַרבן און געשטאַרבן,
 מיר האָבן ניט קיין תּפּילות מער,
 קלייב אויס אַן אַנדער פאַלק,
 דערווייל.
 מיר האָבן ניט קיין בלוט מער
 אויף צו זיין אַ קרבן.
 אַ מדבר איז געוואָרן אונדזער שטוב.
 די ערד איז קאַרג פאַר אונדז אויף קברים,
 נישטאַ קיין קינות מער פאַר אונדז,
 נישטאַ קיין קלאַג-ליד
 אין די אַלטע ספרים.

Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn, New York 1946, S. 3.



Kadya Molodowsky, Foto von Arnold Chekow
[<http://www.yiddishbookcenter.org/kadya-molodowsky>]



Kadia Molodowski (links) mit den Schriftstellerinnen
Ida Maze (Mitte) and Rokhl Korn (rechts).
[<http://jwa.org/encyclopedia/article/molodowsky-kadya>]

דער מלך דוד אליין איז געבליבן

דאָס פּאַק איז פאַרשניטן —
וואונד און טויט.
די וועגן פאַרשאַטן.
די הייזער פאַרברענט.
דער מלך דוד אליין איז געבליבן,
ער מיט דער קרוין אין די הענט.

געשטאַרבן דער שאַל פון דעם האָרן.
דער לעצטער שטאַפעט איז געפאַלן —
וואונד און טויט.
עס רייסן קריעה אין הימל
פאַרשרפעטע, חרובע ווענט.
דער מלך דוד אליין איז געבליבן,
ער מיט דער קרוין אין די הענט.

עס הויט דער ווינט אין צעשאַטענע נעסטן —
וואונד און טויט.
די לאַנקעס די גרינע פון קינדעייט,
די טשערעדע שאַף — איז פאַרלענדט.
דער מלך דוד אליין איז געבליבן,
ער מיט דער קרוין אין די הענט.

[...]

ער טראַגט די פאַרהייליקטע ירושה —
וואונד און טויט.
— אַט איז דיין כתר, משיח,
אַלע פערל געשויגט, ניט פאַרשווענדט.
אַט איז דיין כתר, משיח,
אויף די לעצטע צוויי יידישע הענט.

Kadia Molodowski: Der Melech Dowid alejn is geblibn,
New York 1946, S.74f.

שיכעלעך

אַט-אַ, אַט-אַ איז אַ באַרג,
אַט-אַ, אַט-אַ איז אַ טאַל,
זיצט אַ שוסטער אויפן באַרג
מיט אַ האַמער, מיט אַן אַל.
שטעכט דער שוסטער מיטן אַל.
מיטן האַמער שלאַגט ער גיד,
איינס און צוויי,
און איינס און צוויי,
וואַקסן אים צוויי קליינע שיד.
זאָגט דער שוסטער:
— שיכעלעך גייט!
גייען שיכעלעך אוועק,
וואו די וועלט האָט נאָר אַן עק.
גייען שיכעלעך אַרום,
וואו דער שוסטער שיקט זיי אום.
גייען שיכעלעך נאָך ברויט,
גייען שיכעלעך נאָך זאַץ.
גייען שיכעלעך אַרום,
פאַרן שוסטער ברענגען אַלץ.
איינמאַל נעמען שיכעלעך גיין,
ביי אַ טויער בלייבן שטיין.
קלאַפּט דאָס רעכטע שיכל: איינס.
קלאַפּט דאָס לינקע שיכל: צוויי.
עפנט זיך אַ טיר פאַר זיי.
זיצט אַ קינד דאַרמז אַרליין,
באַרוועם, נאַקעט ווינד און וויי.
דאַרמז בלייבן שיכעלעך שטיין,
וויילן ערגעץ מער נישט גיין.
און דער שוסטער אויפן באַרג
וואַרט און וואַרט,
און וואַרט און וואַרט.

Kadia Molodowski: Jidische Kinder (Majsselech),
New York 1945, S.31.



29. JÜDISCHE KULTURTAGE MÜNCHEN

15. bis 23. November 2015

- So., 15.11., 19.00 Uhr
Gasteig *David Krakauer: „The Big Picture“*
Eröffnungskonzert mit Multimedia-Show
- Mo., 16.11., 19.00 Uhr
Gasteig *„Nach Norden“ – Deutschland-Premiere*
Die Lebensgeschichten geretteter jüdischer Kinder
CZ 2015, OmU, mit anschließendem Filmgespräch
- Di., 17.11., 20.00 Uhr
Gasteig *Melech Mechaya – erstmalig in München*
Die temperamentvollen Klezmer aus Portugal
- Mi., 18.11., 19.00 Uhr
Peter Machac – Monika Strauch
Erinnerungen an Friedrich Torberg
Yael Deckelbaum
Liedermacherin aus Israel
- Do., 19.11., 19.30 Uhr
Gasteig *Janáček Trio, Prag*
„Zuflucht in der Musik“
Tschechisch-jüdische Komponisten im Zweiten Weltkrieg
- Sa. 21.11., 20.00 Uhr
Gasteig *Yemen Blues, Israel*
Music from the Roots
- So., 22.11., 16.00 Uhr
Gasteig *„Die dritte Generation nach dem 2. Weltkrieg“*
Podiumsdiskussion
Moderation: Richard C. Schneider
- So., 22.11., 18.30 Uhr
Jüdisches Museum
Eintritt frei *Finissage der Ausstellung „Jukebox. Jewkbox!
Ein jüdisches Jahrhundert auf Schellack und Vinyl“*
Kurator Hanno Loewy legt Platten auf und erzählt
- Mo., 23.11., 20.00 Uhr
Reithalle *„Shanghai – mehr als ein Konzert“*
Musik: Orchester Jakobsplatz
Mit Video- und Fotoprojektionen

Veranstalter: Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V., München
gefördert vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst
und vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München

Infos: Telefon 089 221253, E-Mail: juedischekulturmuenchen@t-online.de, www.juedischekulturmuenchen.de
Karten ab 7. 9.: Literaturhandlung im Jüdischen Museum, Telefon 089 23230760, und alle Vorverkaufsstellen wie
München Ticket Telefon 089 54818181 oder www.muenchenticket.de, ZKV Telefon 089 54506060 und SZ Tickets
Telefon 089 21837300 oder www.sz-tickets.de.

**Der Landesverband
der Israelitischen Kulturgemeinden in Bayern**